1922

Lübecker × heimat × kalender

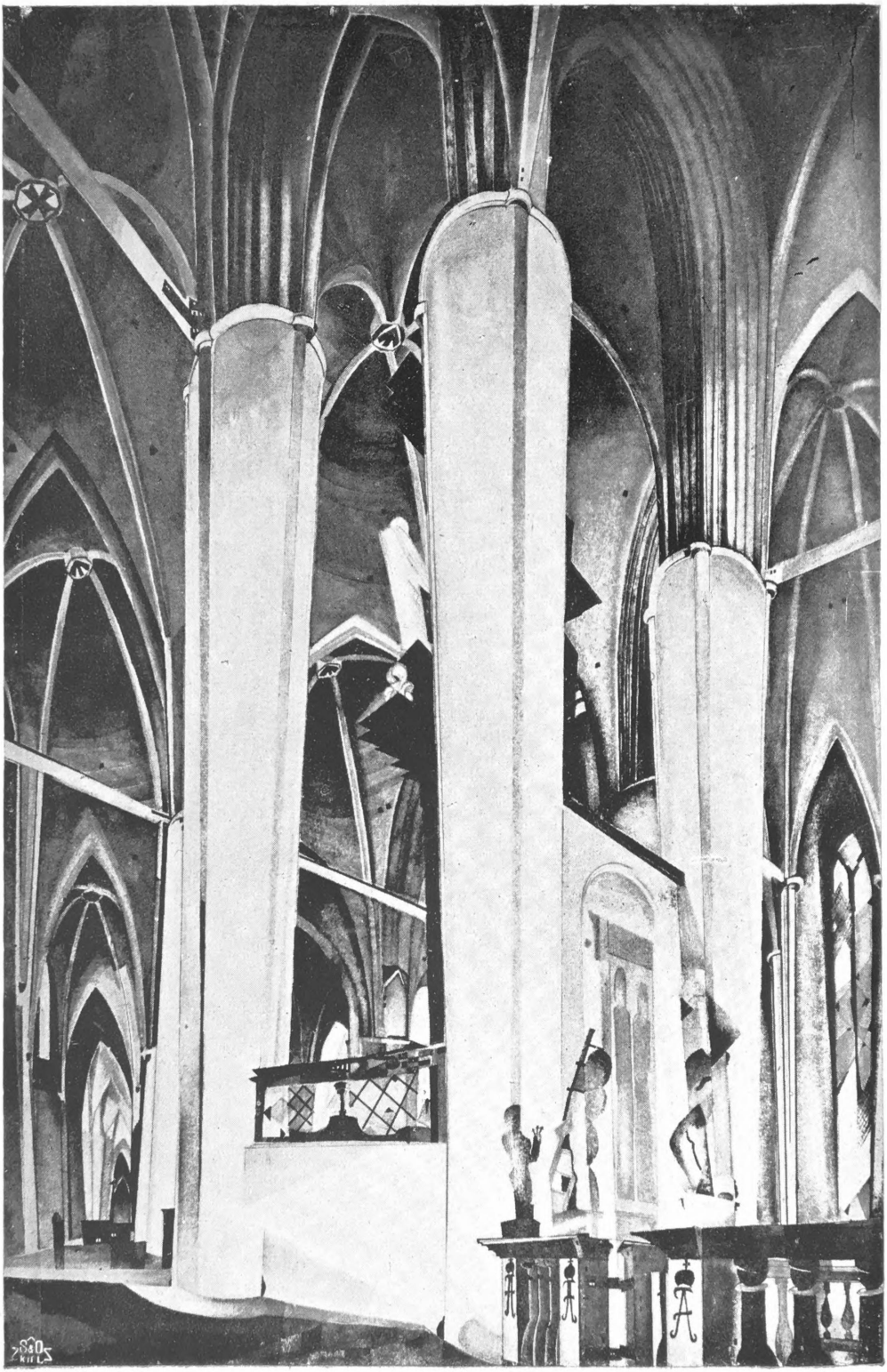
L. ÜBECKER
HEIMAT KALENDER
herausgegeben
im Auftrage der
für
Vereinigung Stümliche
Kunst von
Paul Brockhaus
Buchschmuck Asmus Jessen

Januar

Sonntag	1	Neujahr
Montag	2	Abel, Seth
Dienstag	3	Enoch, Daniel
Mittwoch	4	Methuſalem
Donnerstag	5	Simeon
Freitag	6	Epiph.
Sonnabend	7	Melchior
Sonntag	8	1. n. Epiph.
Montag	9	Kaſpar
Dienstag	10	Paulus Einſ.
Mittwoch	11	Erhard
Donnerstag	12	Reinhold
Freitag	13	Hilarius
Sonnabend	14	Felix
Sonntag	15	2. n. Epiph.
Montag	16	Marcellus
Dienstag	17	Antonius
Mittwoch	18	Prisca
Donnerstag	19	Ferdinand
Freitag	20	Fab. Sebaſt.
Sonnabend	21	Agnes
Sonntag	22	3. n. Epiph.
Montag	23	Emerentiana
Dienstag	24	Thimotheus
Mittwoch	25	Pauli Bekehr.
Donnerstag	26	Polykarp
Freitag	27	Joh. Chryſoſt.
Sonnabend	28	Samuel
Sonntag	29	4. n. Epiph.
Montag	30	Adelgunde
Dienstag	31	Valerius

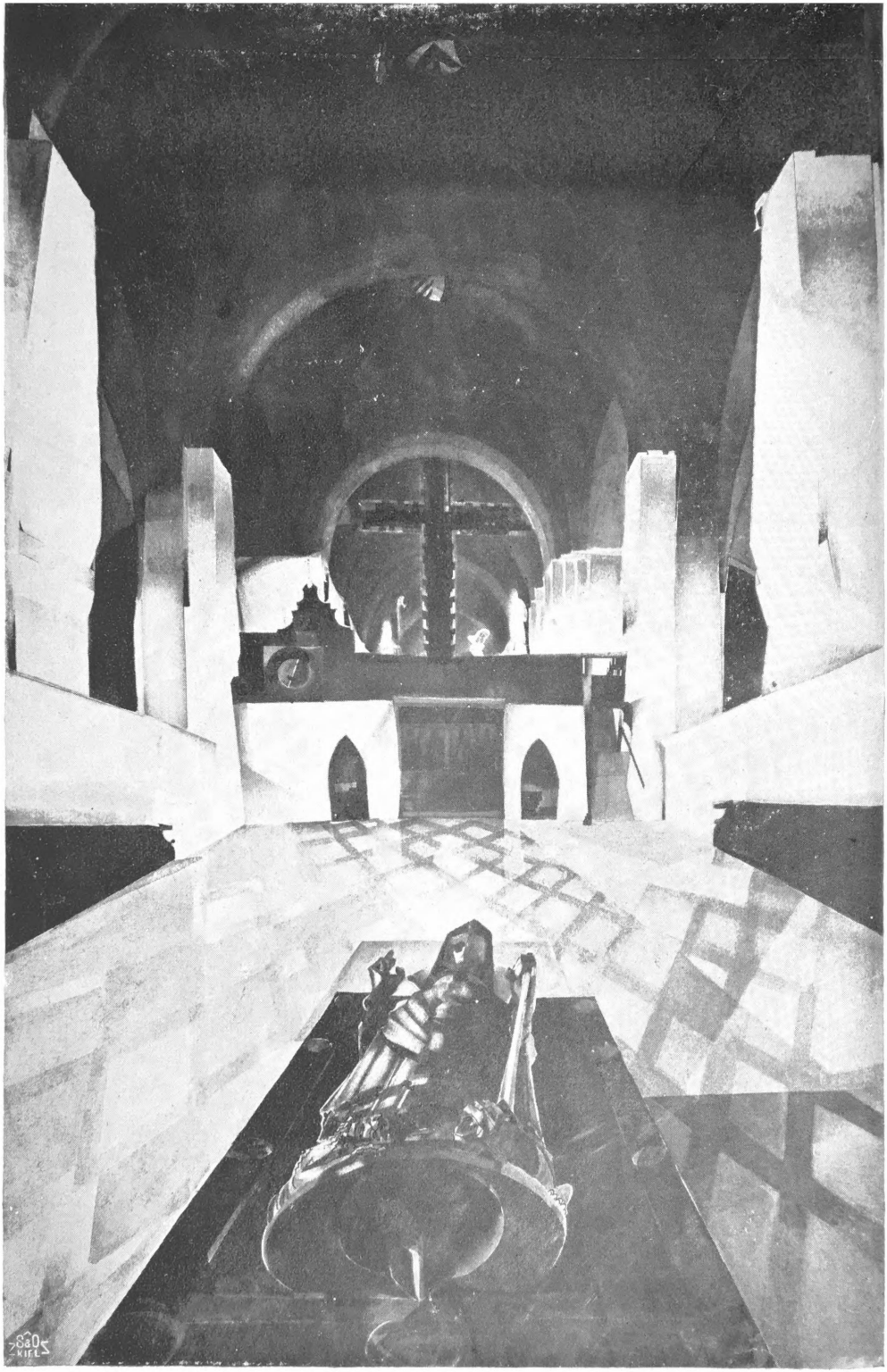
Februar

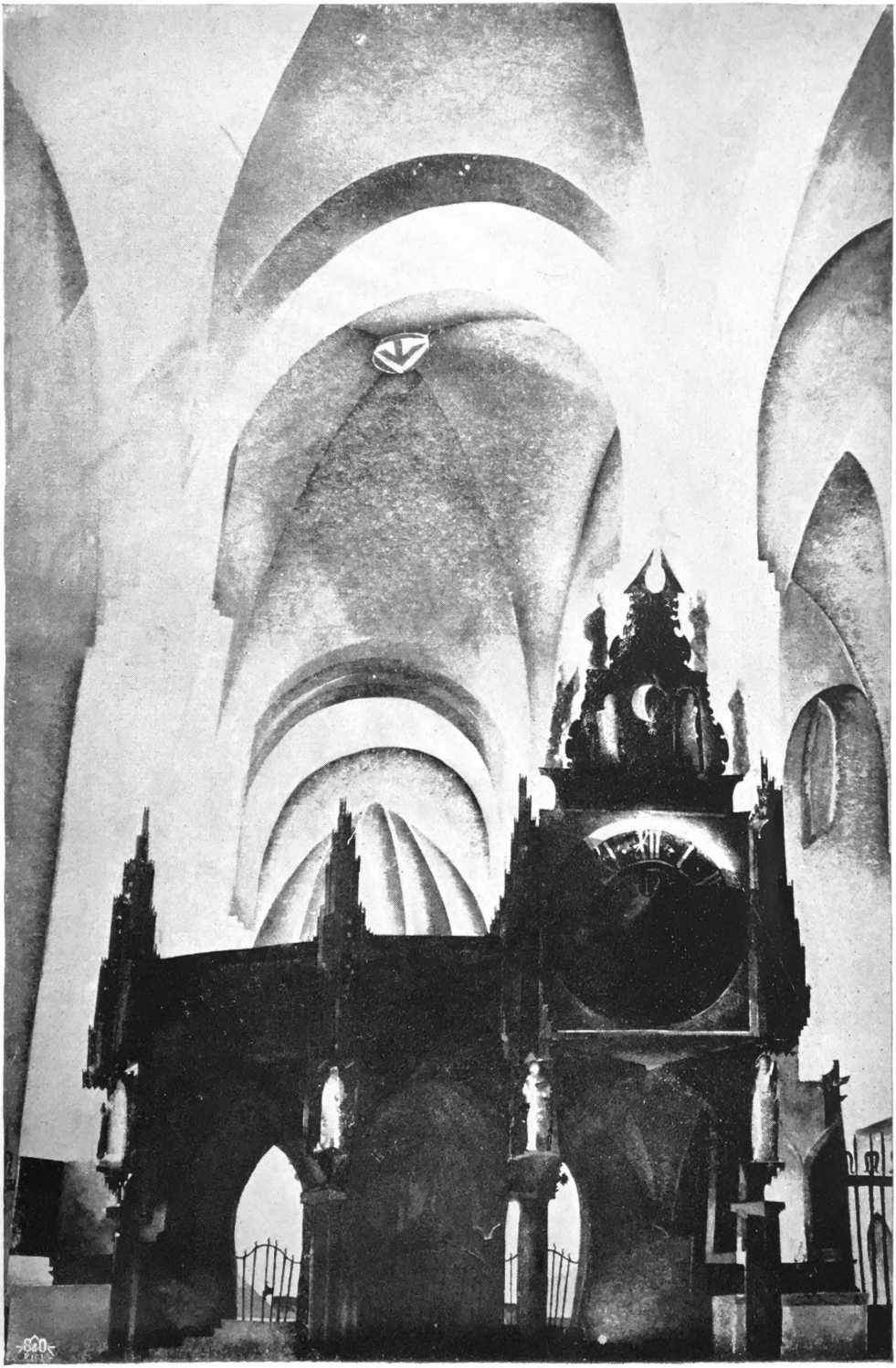
	Mittwoch	1	Brigitte
	Donnerstag	2	Maria Rein.
	Freitag	3	Blasius
	Sonnabend	4	Veronika
	Sonntag	5	5. n. Epiph.
☽	Montag	6	Dorothea
	Dienstag	7	Richard
	Mittwoch	8	Salomon
	Donnerstag	9	Apollonia
	Freitag	10	Renata
☉	Sonnabend	11	Euphrosyna
	Sonntag	12	Septuages.
	Montag	13	Benignus
	Dienstag	14	Valentinus
	Mittwoch	15	Formosus
	Donnerstag	16	Juliana
	Freitag	17	Constantia
☾	Sonnabend	18	Concordia
	Sonntag	19	Sexages.
	Montag	20	Jordan
	Dienstag	21	Eleonora
	Mittwoch	22	Petr. Stuhlf.
	Donnerstag	23	Reinhard
	Freitag	24	Justus
●	Sonnabend	25	Matthias
	Sonntag	26	Estomihi
	Montag	27	Viktorinus
	Dienstag	28	Fastnacht



Mittwoch	1	Albinus
Donnerstag	2	Luise
Freitag	3	Kunigunde
Sonnabend	4	Friedrich
Sonntag	5	Invokavit
Montag	6	Eberhardine
Dienstag	7	Felicitas
Mittwoch	8	Quatember
Donnerstag	9	Prudentius
Freitag	10	Henriette
Sonnabend	11	Rosina
Sonntag	12	Reminiscere
Montag	13	Ernst
Dienstag	14	Zacharias
Mittwoch	15	Isabella
Donnerstag	16	Cyriacus
Freitag	17	Gertrud
Sonnabend	18	Alexander
Sonntag	19	Okuli
Montag	20	Joseph
Dienstag	21	Frühlingsanf.
Mittwoch	22	Kasimir
Donnerstag	23	Eberhard
Freitag	24	Gabriel
Sonnabend	25	Mariä Verk.
Sonntag	26	Lätare
Montag	27	Rupertus
Dienstag	28	Justus
Mittwoch	29	Eustasius
Donnerstag	30	Guido
Freitag	31	Amos

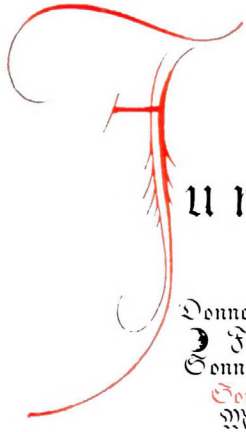
Sonnabend	1	Philippe
Sonntag	2	Judika
Montag	3	Christian
☽ Dienstag	4	Ambrosius
Mittwoch	5	Maximus
Donnerstag	6	Irenäus
Freitag	7	Cölestin
Sonnabend	8	Heilmann
Sonntag	9	Palmarum
Montag	10	Hermann
Dienstag	11	Ezechiel
♍ Mittwoch	12	Julius
Donnerstag	13	Gründonnerstag
Freitag	14	Karfreitag
Sonnabend	15	Obadius
Sonntag	16	1. Ostertag
Montag	17	2. Ostertag
Dienstag	18	Florentin
☾ Mittwoch	19	Werner
Donnerstag	20	Sulpitius
Freitag	21	Adolf
Sonnabend	22	Lothar
Sonntag	23	Quasimodog.
Montag	24	Albert
Dienstag	25	Mark. Evang.
Mittwoch	26	Raimarus
● Donnerstag	27	Anastasius
Freitag	28	Therese
Sonnabend	29	Sibilla
Sonntag	30	Mis. Dom.





Mai

	Montag	1	Philipp, Jac.
	Dienstag	2	Sigismund
	Mittwoch	3	Kreuz Erfind.
☽	Donnerstag	4	Florian
	Freitag	5	Gotthard
	Sonnabend	6	Dietrich
	Sonntag	7	Jubilate
	Montag	8	Stanislaus
	Dienstag	9	Hiob
	Mittwoch	10	Gordian
	Donnerstag	11	Mamertus
	Freitag	12	Pankratius
	Sonnabend	13	Servatius
	Sonntag	14	Cantate
	Montag	15	Sophia
	Dienstag	16	Honoratus
	Mittwoch	17	Gordian
	Donnerstag	18	Liberius
	Freitag	19	Sara
	Sonnabend	20	Konst. u. Hel.
	Sonntag	21	Rogate
	Montag	22	Helene
	Dienstag	23	Desiderius
	Mittwoch	24	Esther
	Donnerstag	25	Himmelfahrt
●	Freitag	26	Eduard
	Sonnabend	27	Beda
	Sonntag	28	Exaudi
	Montag	29	Ludwig
	Dienstag	30	Wigand
	Mittwoch	31	Petronilla

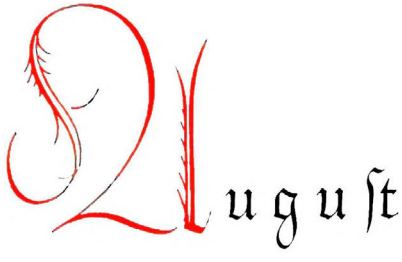


Juni

Donnerstag	1	Nikomedes
☽ Freitag	2	Marquard
Sonnabend	3	Erasmus
Sonntag	4	1. Pfingsttag
Montag	5	2. Pfingsttag
Dienstag	6	Benignus
Mittwoch	7	Quatember
Donnerstag	8	Medardus
Freitag	9	Primus
Sonnabend	10	Onuphrius
Sonntag	11	Trinitatisfest
Montag	12	Claudius
Dienstag	13	Tobias
Mittwoch	14	Modestus
Donnerstag	15	Vitus
Freitag	16	Justina
☾ Sonnabend	17	Volkmar
Sonntag	18	1. n. Trin.
Montag	19	Gervas., Prot.
Dienstag	20	Raphael
Mittwoch	21	Jakobina
Donnerstag	22	Sommeranfang
Freitag	23	Basilius
● Sonnabend	24	Joh. d. Täufer
Sonntag	25	2. n. Trin.
Montag	26	Jeremias
Dienstag	27	Siebenschläfer
Mittwoch	28	Papst Leo
Donnerstag	29	Peter und Paul
Freitag	30	Pauli Ged.

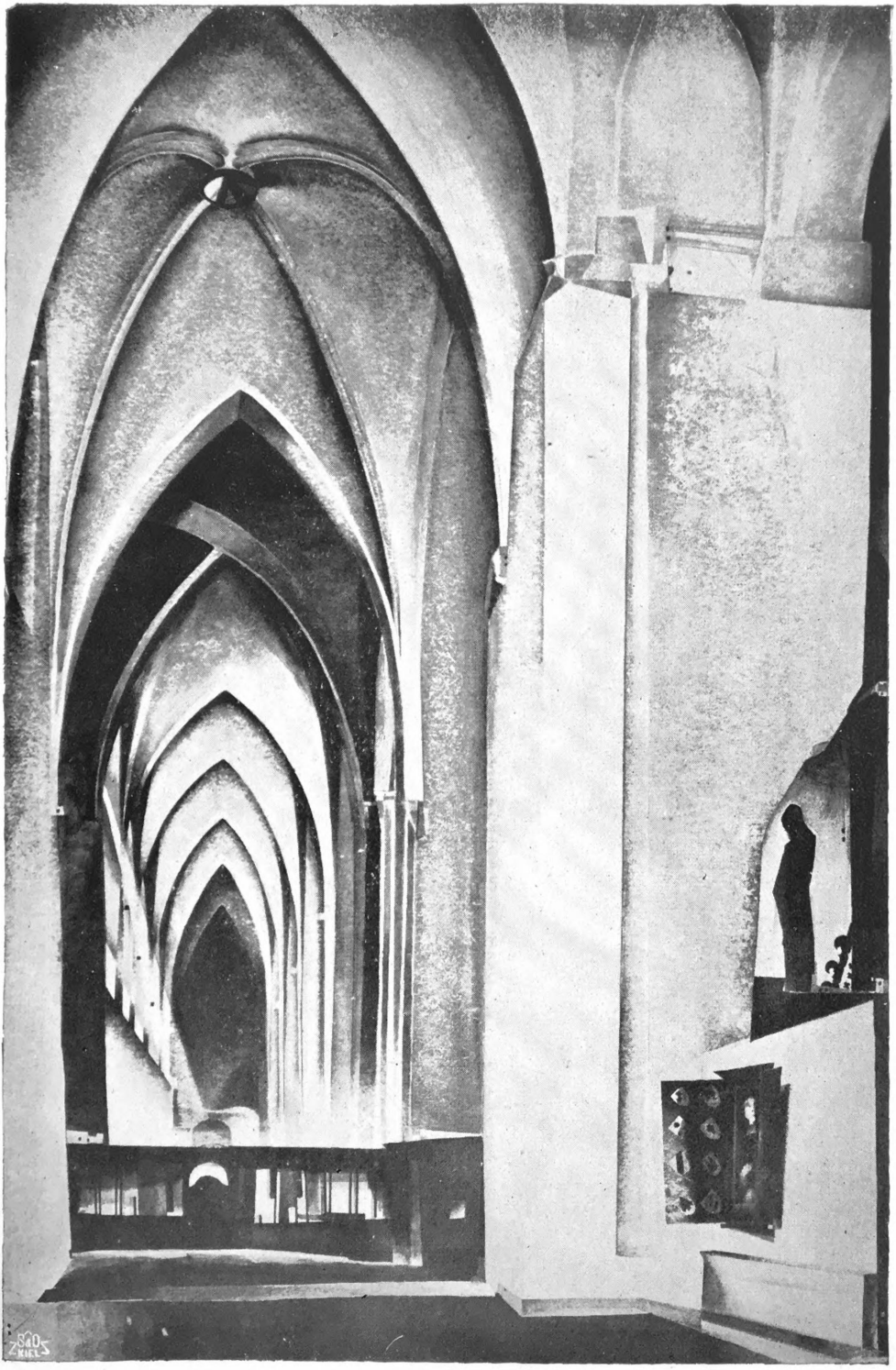
Juli

	Sonnabend	1	Theobald
☽	Sonntag	2	3. n. Trin.
	Montag	3	Cornelius
	Dienstag	4	Ulrich
	Mittwoch	5	Anselmus
	Donnerstag	6	Jesaias
	Freitag	7	Demetrius
	Sonnabend	8	Kilian
	Sonntag	9	4. n. Trin.
♌	Montag	10	Sieben Brüder
	Dienstag	11	Pius
	Mittwoch	12	Heinrich
	Donnerstag	13	Margareta
	Freitag	14	Bonaventura
	Sonnabend	15	Apost. Teil.
	Sonntag	16	5. n. Trin.
☾	Montag	17	Alexius
	Dienstag	18	Karoline
	Mittwoch	19	Ruth
	Donnerstag	20	Elias
	Freitag	21	Daniel
	Sonnabend	22	Maria Magd.
	Sonntag	23	6. n. Trin.
●	Montag	24	Christine
	Dienstag	25	Jakob
	Mittwoch	26	Anna
	Donnerstag	27	Berthold
	Freitag	28	Innocenz
	Sonnabend	29	Martha
	Sonntag	30	7. n. Trin.
☽	Montag	31	Germanus



August

	Dienstag	1	Petri Kettenf.
	Mittwoch	2	Portiuncula
	Donnerstag	3	Auguſt
	Freitag	4	Dominicus
	Sonnabend	5	Perpetua
	Sonntag	6	8. n. Trin.
☽	Montag	7	Donatus
	Dienstag	8	Ladislaus
	Mittwoch	9	Romanus
	Donnerstag	10	Laurentius
	Freitag	11	Titus
	Sonnabend	12	Klara
	Sonntag	13	9. n. Trin.
	Montag	14	Euſebius
☾	Dienstag	15	Mar. Himmelf.
	Mittwoch	16	Iſaak
	Donnerstag	17	Bertram
	Freitag	18	Emilia
	Sonnabend	19	Sebald
	Sonntag	20	10. n. Trin.
	Montag	21	Anaſtaſius
●	Dienstag	22	Oswald
	Mittwoch	23	Zachäus
	Donnerstag	24	Bartholomäus
	Freitag	25	Ludwig
	Sonnabend	26	Irenäus
	Sonntag	27	11. n. Trin.
	Montag	28	Auguſtinus
☽	Dienstag	29	Joh. Enth.
	Mittwoch	30	Benjamin
	Donnerstag	31	Paulinus

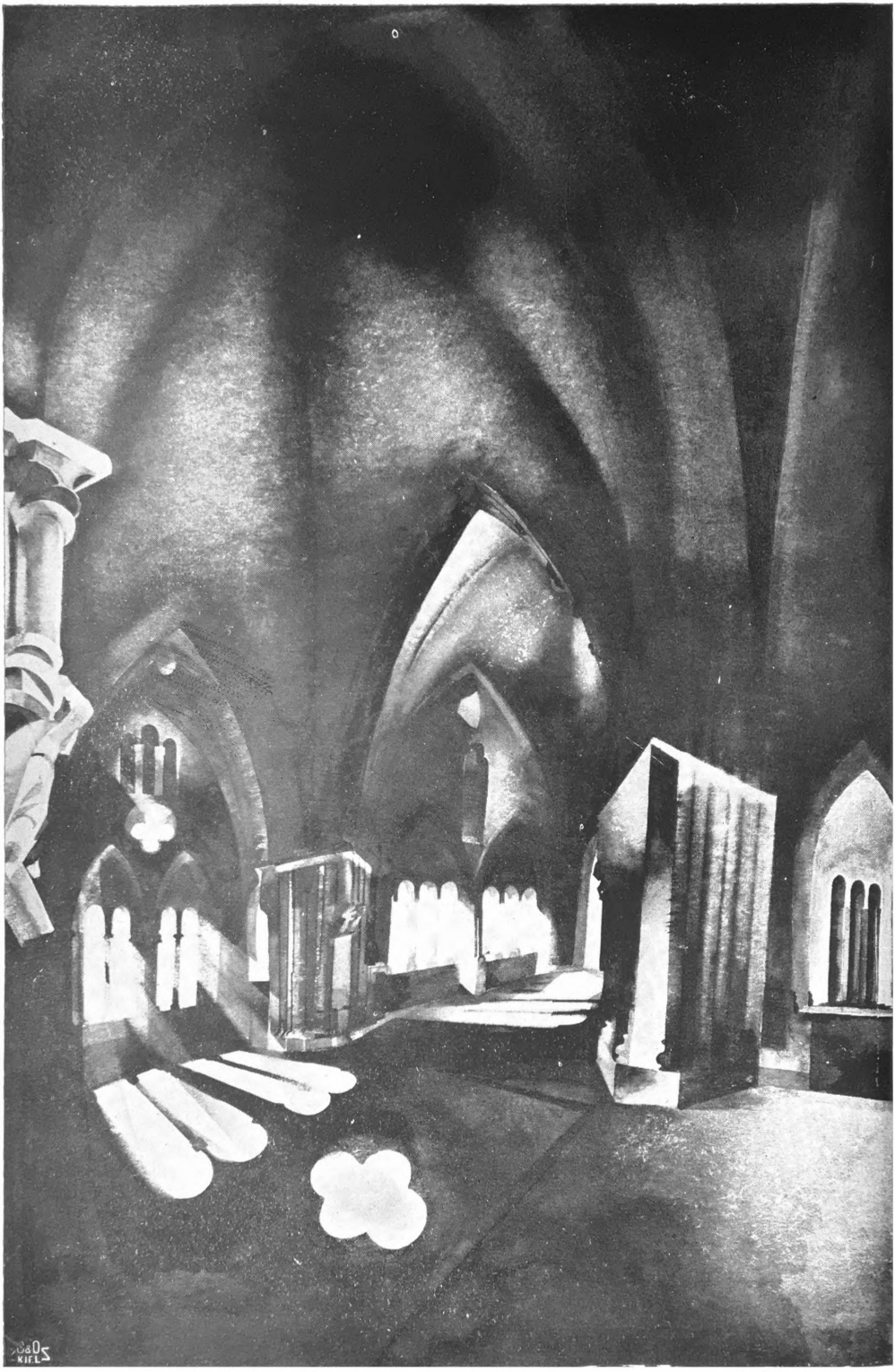


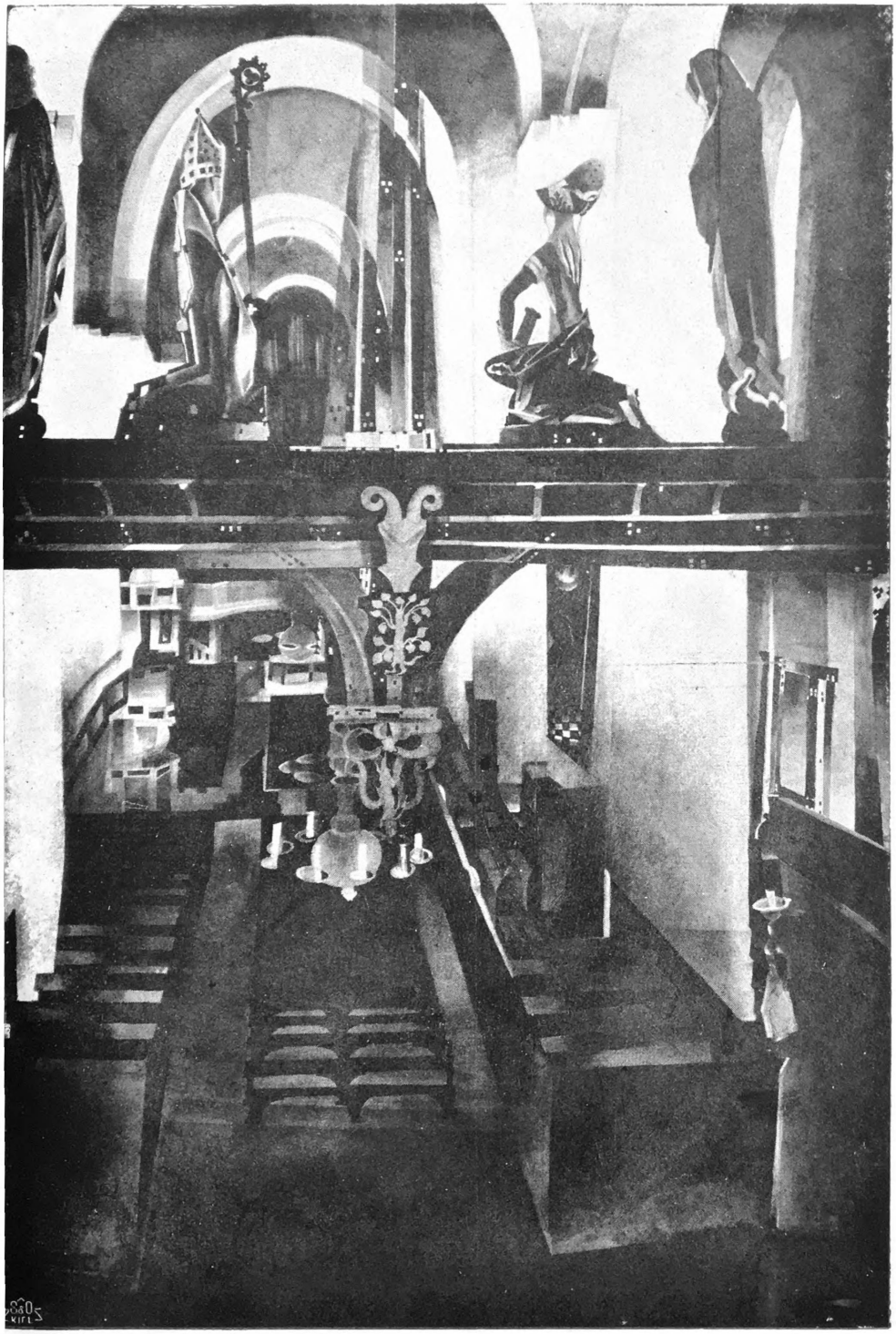
September

Freitag	1	Aegidius
Sonnabend	2	Rahel, Lea
Sonntag	3	12. n. Trin.
Montag	4	Moſes
Dienstag	5	Nathanael
Mittwoch	6	Magnus
Donnerstag	7	Regina
Freitag	8	Maria Geb.
Sonnabend	9	Bruno
Sonntag	10	13. n. Trin.
Montag	11	Gerhard
Dienstag	12	Ottilie
Mittwoch	13	Chriſtlieb
Donnerstag	14	Kreuz. Erh.
Freitag	15	Conſtantia
Sonnabend	16	Euphemia
Sonntag	17	14. n. Trin.
Montag	18	Siegfried
Dienstag	19	Januarius
Mittwoch	20	Quatember
Donnerstag	21	Matthäus
Freitag	22	Moritz
Sonnabend	23	Herbſtanfang
Sonntag	24	15. n. Trin.
Montag	25	Kleophas
Dienstag	26	Cyprianus
Mittwoch	27	Kosmas
Donnerstag	28	Wenzeslaus
Freitag	29	Michaelis
Sonnabend	30	Hieronymus

Oktober

Sonntag	1	16. n. Trin.
Montag	2	Vollrad
Dienstag	3	Ewald
Mittwoch	4	Franz v. Ass.
Donnerstag	5	Fides
Freitag	6	Jairus
Sonnabend	7	Amalie
Sonntag	8	17. n. Trin.
Montag	9	Dion. Areop.
Dienstag	10	Amalia
Mittwoch	11	Burchard
Donnerstag	12	Ehrenfried
Freitag	13	Colomanus
Sonnabend	14	Wilhelmine
Sonntag	15	18. n. Trin.
Montag	16	Gallus
Dienstag	17	Florentin
Mittwoch	18	Lukas
Donnerstag	19	Ptolemäus
Freitag	20	Wendelin
Sonnabend	21	Ursula
Sonntag	22	19. n. Trin.
Montag	23	Severinus
Dienstag	24	Salome
Mittwoch	25	Adelheid
Donnerstag	26	Amandus
Freitag	27	Sabina
Sonnabend	28	Simon Juda
Sonntag	29	20. n. Trin.
Montag	30	Hartmann
Dienstag	31	Wolfgang





November

	Mittwoch	1	Aller Heiligen
	Donnerstag	2	Aller Seelen
	Freitag	3	Gottlieb
	Sonnabend	4	Charlotte
	Sonntag	5	21. n. Trin.
	Montag	6	Leonhard
	Dienstag	7	Erdmann
	Mittwoch	8	Claudius
	Donnerstag	9	Theodorus
	Freitag	10	Martin, Papst
	Sonnabend	11	Martin, Bisch.
	Sonntag	12	22. n. Trin.
	Montag	13	Eugen
	Dienstag	14	Levinus
	Mittwoch	15	Leopold
	Donnerstag	16	Ottomar
	Freitag	17	Hugo
	Sonnabend	18	Gottschalk
	Sonntag	19	23. n. Trin.
	Montag	20	Edmund
	Dienstag	21	Ottomar
	Mittwoch	22	Bußtag
	Donnerstag	23	Klem. v. Rom
	Freitag	24	Lebrecht
	Sonnabend	25	Catharina
	Sonntag	26	24. n. Trin.
	Montag	27	Lot
	Dienstag	28	Günther
	Mittwoch	29	Noah
	Donnerstag	30	Andreas

Dezember

Freitag	1	Arnold
Sonnabend	2	Candidus
Sonntag	3	1. Advent
♑ Montag	4	Barbara
Dienstag	5	Abigail
Mittwoch	6	Nikolaus
Donnerstag	7	Antonia
Freitag	8	Mar. Empf.
Sonnabend	9	Joachim
Sonntag	10	2. Advent
☾ Montag	11	Waldemar
Dienstag	12	Epimachus
Mittwoch	13	Lucia
Donnerstag	14	Israel
Freitag	15	Johanna
Sonnabend	16	Ananias
Sonntag	17	3. Advent
● Montag	18	Christoph
Dienstag	19	Manasse
Mittwoch	20	Quatember
Donnerstag	21	Thomas Ap.
Freitag	22	Beata
Sonnabend	23	Dagobert
Sonntag	24	4. Advent
☽ Montag	25	1. Weihnachtst.
Dienstag	26	2. Weihnachtst.
Mittwoch	27	Joh. Ev.
Donnerstag	28	Unsch. Kindl.
Freitag	29	Jonathan
Sonnabend	30	David
Sonntag	31	Silvester

INRI

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
Der Dom	Walter Weber	27
Domſagen		29
Roggenbuk. Das Spiel von Sankt Jürgen in Travemünde	Georg Kleibömer	40
Apologie der Frömmigkeit	Walter Lehmann	51
Der Fährmann. Novelle	Woldemar Oskar Döring	59
Gedichte	Paul Brockhaus	67
Das Ochſenwunder	Otto Anthes	68
Meine Inſel	Wilhelm Blohm	72
Bemöten	Hans Ehrke	76
Seiſſenklopper	Hans Ehrke	79
Durch Eiſen geſogen	G. Fr. Meyer	80
Kraepellatinſch	G. Fr. Meyer	81
Lübecker Lebensweisheit		81
Bohnenpott. Niederdeutſcher Tanz	Wilhelm Stahl	82
Die lichte Wohnſtatt — eine Idee	Harry Maaß	84
Das Schulheim	Hugo Schomburg	89
Volksſchauſpiele	Julius Havemann	95
Niederdeutſcher Büchertiſch		100

27 Der Dom

Am Rande des Dächergewirrs der Stadt Lübeck ſchaffen grüne Wipfel eine friedliche Inſel. Hoch hinaus ſtreben über ſie die Geſchwiſtertürme des Domes. Zur ſcheidenden Sonne ſich neigend, künden ſie freundlich ihre letzten Grüße den Zwergen zu ihren Füßen. Feierliche Ruhe umfängt uns, wenn wir den dämmerigen Winkel betreten, den das überlanggeſtreckte Schiff der Kirche mit dem ſtillen Zeughaus umſchließt. Weit ab liegt das geſchäftige Treiben der Straßen.

In verſchollene Jahrhunderte taucht man, wenn man ſich von den Bögen des Paradieſes, von den Gewölben der Kirche einſchließen läßt. Ehrwürdiges Haus! Hier ſchwebt der Schatten Heinrichs des Löwen. Hier ſchlummern, fremd geworden wie Geſtalten verhallter Sagen, unſere alten Biſchöfe unter erzenen Tafeln. An den Marmorſarkophagen adeliger Geſchlechter ſchluchzen Barockengelchen: „Sieh, wie ich weine!“

Leiſer tritt der Fuß auf in den Hallen, deren feierliche Schlichtheit uns erhebt. Gegrüßt ſeiſt Du, holde „ſchöne Maria“! Gegrüßt Du, liebes Engelein, das Du auf Deinem Stern herniederſchwebſt und uns mit beiden Händen die Kerze hältſt! Wenn die uralten Leuchter erſtrahlen und im Wechſel von Licht und Schatten die ganze Köſtlichkeit ihrer Formen offenbaren, zu welchem Wunder wird da der Dom. Wir ſahen es im letzten Jahre, als uns Frau Maria Haide das Spiel von der Auferſtehung unſeres Heilands zeigte. In warmen, ſanften Farben erglänzte das Triumphkreuz, deſſen Geſtalten dem tröſtlichen Schauſpiel zu ihren Füßen zu lauſchen ſchienen. Über die ſchwarze Menge weg, die das Schiff füllte, verlor ſich das Licht zwiſchen den hohen Pfeilern. Noch ſpielte es dort auf dem Meſſingzierrat einer Gruftpforte, ließ dort die Rippen eines Gewölbes aufleuchten, dann blieb das

Schauen dem inneren Auge allein. Aber herrlich gliederte ſich, von unten her, vom Schauplatze um das Taufbecken, ſcharf beſtrahlt, die Turmwand mit dem kräftigen Aufbau der Orgel. Glanzlichter liefen die Pfeifen empor. Die beiden Löwen hoch oben rechts ſtanden trotzig feſt gegen den weißen Grund. Tiefſchwarz gähnten die großen Niſchen. Und nun ein Grollen der Orgel, ein Donner! Das ſiegende Kreuz in der Hand erhob ſich die ſchimmernde Geſtalt des Heilands. Ihm nach drängten die Scharen der Erlöſten. Sie ſchienen aus dunkeln Grabeshöhlen am Fuße des Turmes zu quellen.

Doch Blick und Fuß fühlt ſich zum Chor gezogen, wo zwiſchen Weinranken grünliches Licht hereinbricht. Gerade ſchlägt der Tod die Stunde an der Uhr des Lettners. Es erſcheint wie ſelbſtverſtändlich, daß ſie ein Drittel des Baues verdeckt. Mit welcher Kühnheit, ja Gewaltſamkeit ſchufen erſt die Baumeiſter des Chores! Wie ſchwingen ſich die Rippen der Gewölbe in den Raum zu einer phantaſtiſchen Architektur, überſchnitten von den mächtigen Bögen. Stürzen müßten ſie, wenn nicht die Säulen voll geheimen Lebens ſich ihnen entgegen neigten. Das Auge wird nicht müde, immer wieder die Turmwand und das Querſchiff mit dem Chor, der immer luftiger ſich auflöſt, zu vergleichen. Einer Sommerlaube gleicht der letzte Anbau, die Marientidenkapelle. Auguſt Friedrich, erwählter Biſchof zu Lübeck, hat ſie ſich und ſeiner Gemahlin von Gottes Gnaden Chriſtiane zur Ruheſtätte erkoren. Alles iſt ſo hell, zu hell, um nicht zu der Verweſung, die ſich breit macht, einen grauſigen Kontraſt zu bilden. Hier ſpukt am lichten Tage der Tod verkündende Habundus.

Lieber iſt uns Biſchof Bochold, der Erbauer des Chores. Wir ſetzen uns ein Weilchen auf den Rand ſeines letzten Bettes, beſchauen ſein gutes Geſicht und legen die Finger in ſeine ſegnende Rechte. Noch fern iſt ja die Stunde, wo er ſich ſeufzend erhebt, um ſeine Kiſſen zu ſchütteln.

Domſagen.

Bei der Zuſammenſtellung der Domſagen bin ich der Deeckeſchen Sammlung „Lübiſche Geſchichten und Sagen“ gefolgt. Ihr habe ich die Nr. 1, 2, 3, 7, 9, 10, 12 in der dort gegebenen Faſſung entnommen. Für die andern (Nr. 4, 5, 6, 8, 11) habe ich die Faſſung gewählt, in der der Domprediger Hermann Lebermann in ſeiner aus dem Jahre 1697 ſtammenden kurzen Beſchreibung der Stadt Lübeck „Die beglückte und geſchmückte Stadt Lübeck“ die Geſchichten erzählt hat. Das Bildnis dieſes 1645 zu Lübeck geborenen und 1705 dortſelbſt geſtorbenen Dompredigers hängt jetzt an der Weſtſeite des dritten nördlichen Pfeilers. B.

Der Hirſch 1.

Als Kaiſer Karolus Magnus eines Tages an der wendiſchen Grenze jagte, gelang es ihm durch ſonderliche Kunſt, einen ſchönen, großen Hirſch zu ſtellen. Schon hat er den Bogen geſpannt, da ſinkt das ſtolze Tier in die Knie und ſchmiegt ſich ihm freundlich an. Nun legt der Kaiſer ihm ein golden Halsband um, mit Kleinodien geſchmückt, und gräbt die Zahl der Jahre hinein, die ſeit Chriſti Geburt vergangen. Vierhundert Jahre darnach ſieht Herzog Heinrich der Löwe täglich morgens früh von ſeinem Schloß in der Hertogen-Grube einen Hirſch zur Quelle kommen, die auf dem Berg entſpringt. Er befiehlt, den Hirſch zu fangen, und ſieht, da er den Halsſchmuck betrachtet, daß zwiſchen dem mächtigen Gehörn ein goldenes Kreuz aufgewachſen iſt. Das rührt ihm das Herz; er läßt alſo auf der Stelle, die der Hirſch beſucht, den Grund zur Domkirche legen und gibt ihr zum Wappen ein goldenes Kreuz in rotem Felde.

Aber die Quelle hat er nicht ganz bezwingen können; wenn man recht zuhört, ſo rauſcht ſie noch im tiefſten Grund. Daher ſind auch die Türme ſchief.

Die Darſtellung dieſer Sage, eine Wandmalerei aus dem Jahre 1646 in den beiden Fenſterblenden dem Weſteingang gegenüber, trägt eine lateiniſche Unterſchrift, die von Lebermann im Stil ſeiner Zeit folgendermaßen verdeutſcht worden iſt:

Die Zeit hat längſt beglaubt, als Carl der große Held
(Den noch den großen Carl nennt unſere große Welt)
In Wendland einmahl jagt und einen Hirſchen fing,
Hat er umb deſſen Hals geleget einen Ring,
Von Golde ganz gemacht, drauf ward die Zahl geſetzt,
Wann von ihm dieſer Hirſch gefangen und gehetzt.
Vierhundert Jahr hernach kam Heinrich, wurd genannt
Der Leu, ein großer Fürſt, durchs ganze Sachſenland.
Er ſah an dieſem Ort auch zur gewiſſen Zeit,
Wie dann und wann der Hirſch ohn alle Furchtſamkeit

Sich ſehen ließ, und gab Befehl zu einer Jagd.
Den Hirſchen fing man bald und, wie der Fürſt geſagt,
Ward er vor ihm gebracht. Er ſieht das güldne Band,
Und zwiſchen dem Geweih ein Creuz im ſchönen Stand.
Darob er faſt erſtaunt. Dies Wunder trieb ihn an,
Daß er an dieſen Ort ein heil'ge Luſt gewann,
Zu bauen eine Kirch und ſchaffete auch bald,
Was hiezu nötig war, ſchmückt ſie auch dergeſtalt,
Daß ſie ſchön und auch reich. Er gab zum Wapenbild
Ein gelb gefärbtes Creuz in einem rothen Schild.
Hat einer dies erkannt, ſo wunder er ſich nicht,
Warum an dieſem Ort ein Hirſch iſt aufgericht.

Der Bleidecker und ſein Sohn 2.

Als Herzog Heinrich der Löwe 1173 aus dem gelobten Lande zurückkam, hielten Biſchof und Kapitel von Lübeck inſtändig an, daß auf die Domtürme zwei ſchöne, hohe Spitzen geſetzt werden möchten. Der Fürſt willigte ein, und die beiden Spitzen wurden von zwei Meiſtern, Vater und Sohn, gebaut. Nun ward des Sohnes Spitze viel künſtlicher und zierlicher, und das Lob darob verdroß den Vater hoch: doch hielt er's im Herzen verborgen. Unlängſt danach, als er mit dem Sohn und anderen Arbeitern hinuntergehen will, ſpricht er zu dem erſteren: „Lieber, ſteig' aus dem Fenſter und hol' mir die Axt, die ich dort auf dem Balken zwiſchen den Türmen vergeſſen.“ Der Sohn geht hin; als er aber mitten auf den Balken kommt, kriegt er einen Schwindel ins Haupt, alſo daß er herunterſtürzt und ſich zu Tode fällt.

Damit iſt der böſewichtige Vater allein Meiſter geblieben. Aber der Turm, den er gebaut, muß immerfort ausgebeſſert werden.

Biſchof Bockholt 3.

Gekoren iſt 1317 der zwölfte Biſchof zu Lübeck, Hinricus Bockholt, eines Bürgers Sohn aus Stralſund, ein frommer und friedſamer Mann. Er hat in der Domkirche das große Chor mit dem Gewölbe, Sparrwerk und Kupferdach auf ſeine eigenen Unkoſten erbaut. Auch das kleine Chor hat er bauen laſſen; über der letzten Arbeit aber iſt er geſtorben, nachdem er 24 Jahre im Regiment geweſen. Als er nämlich das große Chor geweiht und den Segen ſpricht, da ſinkt er ganz leiſe zurück und gibt in der Stille ſeinen Geiſt auf. Darauf hat man ihn an derſelben Stätte begraben. Dieſes hat ſein Nachfolger künſtlich in Meſſing abbilden laſſen, wie noch zu ſehen.

Wenn aber Mitternachts der Hahn auf dem Glockenturm kräht, richtet er ſich auf und dreht ſein Kopfkiſſen um.

Der hölliſche Geiſt iſt ein Schreckgeiſt. Er ſucht Ihm eine Luſt darinn, wann er die Menſchen durch ſcheußliche Larven oder mit grauſamem Gepolter, Klopffen und Schlagen ſchrecken mag. Welches er doch durchaus ohn Zulaſſen des Allerhöchſten nicht tun darff, der dieſen Löwen dermaßen eingeſchmiedet, daß Er auch ohne ſeinen Willen nicht einmahl brüllen darff. Wenn's Ihm aber zugelaſſen wird zu ſchrecken, gereicht's gemeiniglich zu des Menſchen Nutzen. Alles Schreckens Zweck iſt, den Menſchen ſeiner Sünde zu erinnern und Ihm ſeine Sterblichkeit zu Gemüth zu führen, damit Er bey Zeiten wahre Buße thue. Und das halte ich auch, ſey die Urſach, wo es alles wahr, was man ſchreibt, daß an einigen Orten, wenn eines Vornehmen Ende herzu nahet, ſich etwas ſchreckliches hören oder ſehen läßt.

Dergleichen iſt's, was in unſer Lübeckiſchen Kirche geſchehen ſoll, ſo offt Einer der Capittels-Herren dem Tode nahe, welches durch ſo vielfältige alte und neue Zeugniſſen faſt dem Lügen-Krahm entriſſen und von der Wahrheit eingekleidet worden. Wie denn der ſehl. Erasmus Franciſci in ſeinem hölliſchen Proteus dieſes als eine durch viel glaubwürdige Zeugen beſtätigte Wahrheit der gantzen Welt vor Augen geſtellet, nemlich das ungeſtüme Schlagen des Habundi oder Rabundi, welcher vormahls alhier Dom-Herr geweſen und auff einen gewiſſen Tag einen zwar nicht ſcheußlichen, ſondern ſchönen Boten, nemlich eine Roſe oder, wie andere wollen, weiße Lilie in ſeinem Stand angetroffen, welche wie ſchön ſo ſchröcklich war, weil ſie den Tod ankündigte. (Denn dieſe ſoll vorhin allezeit dem Dom-Herrn, deſſen Stelle iſt beblühmet, ſeine abfallende Blumen-Art, das iſt ſein herannahendes Ende, angekündigt haben.) Deßwegen Er ſie von ſeiner Stelle auff eine andere geworffen, vermeinend den Tod zugleich einem andern zuzuwerffen; deren Beſitzer dadurch ſo erſchrocken, daß Er in eine tödtliche Krankheit gefallen, ja wie Einige wollen, gar dabei geſtorben, oder, welches glaublicher, von dieſem Rabundo, der Ihm ſeine That eröffnet, wieder auffgerichtet, indem Er betrachtet und durch die antretende Leibes-Schwachheit gemercket, daß Er doch das von dem lieben Gott Ihm geſetzte Ziel nicht würde überſchreiten können und Ihm alſo jenes frühzeitiger Tod nichts nützen würde: Soll aber, damit ſolches unnötige Schrecken künfftig möchte vermieden werden, verheißen haben, Er wolle auff eine andere Art, nämlich durch ſtarckes Klopffen eines Dom-Herrn Tod ankündigen. Wie dann deswegen auch eine Keule auf ſeinem Grabſtein hinter dem großen Altar vor des Biſchoffs Capelle noch heutiges Tages zu ſehen.

Der Teuffel iſt mächtig bey den Kindern des Unglaubens, der auff gerichtliches Zulaſſen des Höchſten offt ihre verwegene Worte zu Wercke macht und an ihrer Stat außrichtet, was Sie nicht thun können. Des Habundi Seel iſt an ihren Ort gangen, der Leib längſt zu Aſchen geworden, deßwegen man weder von jener noch von dieſem einiges Klopffen zu befahren. Dennoch wird, wie Erasmus Franciſci ſchreibt, ſo offt

ein Dom=Herr ſterben ſoll, unter oder üm ſeinen Stein entſetzlich geklopfft oder vielmehr hart angeſchlagen. Denn, ſagt er weiter, es iſt nicht ein bloßes Klopffen, ſondern es geſchehen drey ſchröckliche Schläge, die nicht viel gelinder krachen, als ob das Wetter einſchlüge oder dreymal ein Kartaunen=Schuß geſchehe, und wenn der dritte Schlag geſchieht, läufft der Knall über dem Gewölbe die gantze Kirche nach der Länge durch mit ſo ſtarkem Krachen, daß man gedencken ſolte, das Gewölbe würde ein= und die Kirche übern Hauffen fallen. Soweit Francisci Worte, welcher hinzufügt, daß dergleichen erſchreckliches Schlagen einmahl am Sonntag mitten unter der Haupt=Predigt mit großem Schrecken der gantzen Gemeinde geſchehen. Andere ſagen, es ſey ein Gepolter, als ob ein großes Faß voller Kieſel=Stein, oder große Stapel Bretter umgeſtürtzt würden. Kan ſeyn, wie auch Francisci bekennt, daß es einmahl hefftiger als das anderemahl ſich hören laſſe.

Hie wil ich durchaus dem Satan nicht beylegen, als ob Er eigentlich des Menſchen herannahendes Ende wiſſen ſolte: Denn das gebührt allein dem lieben Gott, bey dem die Zahl unſerer Monden ſteht, Joh. 14, 5. Dennoch iſt nicht zu leugnen, daß Er ein ſchlauer Geiſt, und des Menſchen Complexion, Lebens=Art, Leibes=Schwachheiten etc. wolbemercke und darauß einen muthmaßentlichen Schluß, auch darauff mit Gottes Zulaſſung ein ſolch Gepolter machen können. Daraus doch nichts gewiſſes zu ſchließen: denn des Teuffels Wiſſenſchafft nicht eigentlich, ſondern nur muthmaßentlich; dannenhero man wol erfahren, daß dergleichen Gepölter gehöret, aber kein Tod eines Dom=Herren darauff erfolget. Deßwegen ein chriſtlicher Canonicus, der die geiſtlichen Güter recht gebrauchet, ſich weder für ſolches Gepolter, noch für alle des Teuffels Werck und Weſen fürchtet, ſondern auch ohne dasſelbe ſich täglich zu einem ſeligen Abſcheid, wie allen frommen chriſten gebühret, vorbereitet.

O Menſch!

Dein Bruſt=Schlag ſchlage nur die Fleiſch=Geſchäfte nieder.
Gib von dem, was Gott gibt, dem Höchſten reichlich wieder.
Laß jeden Tag dir ſeyn dein allerletzter Tag,
So führet auffwerts dich der Tods= und Höllenſchlag.

Der bußfertige Biſchof 5.

Albertus Krummendick war auß vornehmem Geſchlechte im Lande Holſtein entſproſſen und anno 1466 Biſchoff in Lübeck geworden. Ein Mann, daran viel guts gefunden, der ſeinem Ampte löblich vorgeſtanden und viel herrliche Dinge geſtifftet hat. Nur das unheilige Gebot von der geiſtlichen Ehloſigkeit ſtürzte ihn in Ehrloſigkeit. Denn weil Er in hohen geiſtlichen Würden ſaße und dabey die Gabe der Keuſchheit nicht hatte, und aber beydes Ihm hart anlag, entweder eheloß zu bleiben oder auch die hohe Ehr und herrliche Einkünffte des Biſchoffs=Thums fahren zu laſſen — dies letzte aber ihm nicht einwollte und ihm ohne Weib zu

leben unmöglich war — ſo entſtand ein hefftiger Streit zwiſchen Geiſt und Fleiſch. Jener rieth, aller Welt Ehre und Schätze in die Schanze zu ſchlagen und nach Gottes Willen zu leben; dieſer, man könne ja ſolche hohen Würde und Einkünffte ſo liederlich nicht hindan ſetzen und hernach in geringerem Stand und in Armuth leben. Das Fleiſch bekam endlich die Oberhand und beſchloß, im geiſtlichen Stand zu verbleiben und nach Gewohnheit der Beſten unter ihnen auch auff Erlaubniß des heiligen Vaters eine Beyſchläfferin zu halten. Mit dieſer hat Er eine gute Weile gelebt, in welcher das bellende Gewiſſen Ihn offt verunruhiget, als welches Ihm ohne Unterlaß des Höchſten Mißgefallen auß ſeinem Worte vorwarff; dem Er zwar mit dem Anſehen des Papſtes und der Kirchen entgegengieng, aber allezeit von der Bahn geſchlagen ward, weil alles, was wider Schrift auch wider Gott ſelbſt: denn wer nicht mit Ihm, der iſt wider Ihm. Dennoch iſt Er wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen in gedachtem Stande geblieben, biß Ihn der Höchſte mit Zaum und Gebiß davon abgezogen, indem Er beydes, Ihn und ſeine Beyſchläfferin, mit ſchwerer Trübſal und Krankheit heimgeſucht, in welcher Sie beyderſeits Beſſerung ihres Lebens angelobt, und nachdem Sie geſund geworden, auch ihrem Gelübd ein Genügen gethan und die übrige Lebenszeit in ſtets währender Buße zugebracht. Deren Er ſich ſo gar nicht geſchämet, daß Er vielmehr ſelbige vor aller Welt, nicht nur der damahligen, ſondern auch der folgenden, zu bezeugen, das große Creuz-Bild im Dom anno 1477 auffrichten laſſen, an deſſen einer Seiten Er ſelbſt in ſeinem biſchöflichen Schmuck, an der andern aber ſeine Beyſchläfferin in Geſtalt der Marien Magdalenen knyet. Hinter beyden ſitzen ihre Geſtalten abermahlen in kleiner und magerer Poſitur, zum Andencken der göttlichen Züchtigungen, dadurch ſie gantz ausgedörrt und an ihnen die Worte des 39. Pſalms wahr geworden: Herr, wenn Du einen züchtigeſt um der Sünde willen, wird ſeine Schönheit verzehret wie von Motten.

Nachdem nun dieſer Biſchoff Albertus Krummendick 23 Jahr diſer Würde genoſſen, iſt Er Anno 1489 geſtorben und unter dem großen Creutze begraben.

Der ohne Flügel Fliegende 6.

Bey Gott iſt kein Ding unmöglich. Er führet alle Gläubige, wenn ſie in großer Gefahr ſind, daß, wenn ſie von hohen Oertern herunterſtürtzen, ſie ſo ſanfft zur Erden kommen, als ob ſie herunter geflogen.

Das hat umbs Jahr Chriſti 1478 ein Chor-Schüler erfahren, welcher mit einem ſeiner Mitſchüler auf einen unſerer Doms-Thürme geſtiegen, umb junge Dohlen oder wie ſie genannt werden, Kaucken auszunehmen, welche in den Mauerlöchern, ſo außwendig an den Thürmen, gehecket werden. Wie ſie nun beyde zugleich in ein Fenſter ſteigen und vielleicht nach einem Neſte greiffen, hat einer dem andern zuvor kommen wollen,

und darüber Ihn dermaßen zurück geſtoßen, daß Er nach dem Kirch-Hoffe hinauß geſtürtzt; darüber der andere heftig erſchrocken und nicht anders gedacht, als der hinaußgeſtoßene würde jämmerlich zerſchmettert werden. Aber Gott nahm Ihn auff und trug Ihn, daß Er gantz ſanfft zu Erden kam und im geringſten nicht beſchädigt ward. Dieſes machte, daß der damahlige ſtarcke Wind Ihn von unten-ſein weißes Röcklein von Leinen, welches damahls die Chor-Schüler trugen, füllete und Er alſo auff den Fittigen des Windes ſanfft biß auff weiche, von einem neu gemachten Todten-Grabe auffgeworffene Erde niedergeſetzet ward, mit welcher Er zwar in das gar nicht tieffe Grab hineingeweltzt ward, doch ſo gar unverletzt, daß Er alſobald ſich friſch auffgerafft, nach dem Thurm hinauff geſehen und zu dem andern, der Ihm im Fenſter erſchrocken nachgeſehen, mit lauter Stimm emporgeruffen: „Per ſanctum Deum, das wil ich dem Herrn Offizial ſagen!“ Der andere, deſſen Hertz mit dem gefallenen fiel, aber mit dem auffgerichteten ſich wieder empor richtete, antwortete mit Freuden: „Ja, ja, es iſt beſſer, daß dus dem Herrn Offizial als dem Herr-Gott klagen darffſt.“

Der Heiligenſchrein (Marienaltar vom Jahre 1506) 7.

1506 ſaß ein Müllergeſell, namens Einhorn, zu Lübeck auf den Tod. Dem hat man in ſeinem Gefängnis nachgelaſſen, daß er mit einem alten ſtumpfen Meſſer in Holz ſchnitzen mögen. Da hat er einen koſtbaren Heiligenſchrein ausgeſchnitzt, wo die Jungfrau ſaß, der ein Einhorn in den Schoß ſprang, und dabei ſtand der Biſchof Blaſius und blies, und hinten ging eine Mühle, ſo daß ſich alles bewegte. Dann iſt er ſchön bemalt und vergoldet und in der Domkirche rechts vom kleinen Altar aufgeſtellt, wo es heute noch ſteht. Als aber der Müllergeſell bald darauf hingerichtet worden, iſt das Werk ſtehen geblieben; und hat ſich keiner gefunden, der es wieder hat in Gang bringen können.

Die beiden Marienbilder 8.

An der Nordſeite neben dem Chor in einer Capellen ſiehet man ein ſchönes, aus Thon im Ofen gebackenes, überaus rares und ſehenswürdiges Marien-Bild mit dem Chriſt-Kindelein im Arme, wobey wol zu beſchauen die Adern am Haupte, in der Dünne und auff den Händen, wovon man ſagt, daß es einer der Töpffer, deren zwey wegen eines zufälligen Todtſchlages gefangen geſeſſen, im Gefängniß gemacht und damit ſein Leben ſalviret; da zwar der andere Töpffer auch ein dergleichen Marien-Bild gemacht, welches aber bey weitem nicht ſo ſchön, beſonders eine Todt-Farbe hat. Weil nun Urthel und Recht über dieſe zwey Miſſethäter ergangen war: Wer unter ihnen beeden das beſte Marien-Bild verfertigen würde, der ſolte Pardon haben; iſt ſolcher auch jenem gegeben, dieſer aber gerichtet worden.

Ehemaliges Denkgemälde des Hans Holm

Nach einer getuſchten Federzeichnung in der Rehbeinſchen Chronik. Aus „Bau- und Kunſtdenkmäler der freien und Hanſeſtadt Lübeck“. III. Band. 1. Teil: Der Dom. Bearbeitet von Baudirektor Joh. Baltzer und Dr. F. Bruns. Lübeck 1919. Bernhard Nöring.

35 Man wil auch für gewiß berichten, daß ſolches Marien-Bild, wie unten am Pfeiler die Jahrzahl 1509 zu erſehen, umb die Zeit von dem Ort ab zur See anderwerts nach Hiſpanien oder Portugal von den München haben ſollen verführet werden. Da es nun etzliche Meil in See geweſen, habe das Schiff damit nicht können fort kommen, wegen eines erſchröcklichen Sturmwindes, habe man ſich alſo berathſchlaget, das Bild wieder nach Lübeck an behörigen Ort zu lieffern: Nachdem nun ſolches geſchehen, habe der Sturm auffgehöret und das Schiff ſeine Reiſe ferner glücklich fortgeſetzet.

Die Kanzel 9.

Die ſehenswürdige Kanzel in der Domkirche zu Lübeck iſt 1569 verfertigt, um welche ſieben aus koſtbarem Marmelſtein gemachte rare Hiſtorien vom Lebenslauf Chriſti wohl zu betrachten. Unten aber um dieſe Kanzel, ſo auf Moſes Bild ruhet, welcher die zwei Geſetztafeln in der Hand hält, ſiehet man ein von Eiſen ſehr künſtlich vergittertes Schrankwerk, das die Stecknitzfahrer dahin verehrt, und dergleichen ſonſt nirgend anzutreffen. Wie das der Schmied auf dem Bauhofe vor der Hand gehabt, hat es der Teufel nicht leiden wollen, ſondern iſt in Geſtalt eines klugen Meiſters zu ihm getreten und hat ihn durch Reden und Zeigen verwirrt. Der Schmied aber, nachdem er dem klugen Herrn zufällig auf die Füße geſehen, beſinnt ſich nicht lange, ſondern nimmt ſeine große Zange und kneift ihm die Naſe gar feſt zuſammen. Damit hat er denſelben genötigt, Hand anzulegen und ſtehenden Fußes in einer Nacht das ganze Gitterwerk fertig zu machen, wie es noch zu ſehen; und dann erſt loszulaſſen. An dem Holzwerk aber lieſt man:

Dorch der Stekenfahrer Mildicheit
Dit Schrankwark hir um Moſen ſteit. 1572.

Von verſchollenen Altarbildern

Hans Holm, der Ehrlich Ehe-loſe Weltmann 10.

Ein ſolcher war der Ritter Ehren-Hold, welcher unſerer Stadt Lübeck im Jahr Chriſti 1506 als Hauptmann zu Schiffe wider ihre damahlige Feinde gedienet und mit ſeiner erfahrenen Tapfferkeit derſelben nicht wenig Nutzen geſchafft.

Als Er aber auff eine Zeit etzlichen Seeräubers allzu eifrig nachgeſetzt, hat Er ſie endlich in einem Franzöſiſchen Hafen ertapt, überwältiget und ſie als eine gute Beute nach Hauſe zu bringen getrachtet. Er iſt aber dieſes Fanges bald ein Gefangener geworden, weilen Er von vielen darüber zukommenden Franzöſiſchen Kriegsſchiffen angegriffen, überwunden und in die Gefängniß geführt worden, woſelbſt Brodt und Waſſer

ſein beſtes Tractament, und die harte Erde ſein Lager war; er auch keine Gelegenheit ſiehet, dieſem Elend ein Ende zu machen.

Endlich denckt Er, Liebe ſey ſtärcker als alles, die könne auch feſte Schlöſſer aufſchließen; und weil Er des Kerckermeiſters ſchöne Tochter oftmals erblickte, iſt Er bedacht, ſelbige mit ſüßen Worten zu fangen, daß Sie, nachdem Sie gefangen, ſeine Gefängniß auffheben möchte. Der Anſchlag glücket. Der Verſchloſſene verſchließet ihr nichts, entdeckt ihr vielmehr Stand, Vermögen und das gantze Hertz, mit der Verheißung, ſo ſie Ihm zu ſeine Freyheit helffen und mit Ihm davon zu ziehen ſich erklähre, wolle Er gern ſich und alles Seinige als Gefangener zu ihrem Willen ergeben. Die Jungfer, ſo von den herrlichen Thaten, auch guter Geſtalt des Hauptmanns gehört, läßt ſich von dem beſtrickten beſtricken und verkettet ſich ihr Hertz viel feſter an Ihn als das Eiſen an ſeine Füße. Solche Liebeskette ziehet Sie zum öfteren an das Gefängniß-Fenſter, da ſie ihm tröſtlich zuredet und zur Erlöſung gute Hoffnung machet.

Das Weibliche Geſchlecht übertrifft offtmahls in auffrichtiger Treu, Verſchwiegenheit und ſchlauer Erfindung das Männliche. Sie bereitet unter der Hand alles nöthige zur Reiſe, dinget für ſich, ihre Magd und den Hauptmann ein kleines Schiff und ſegeln bey der Nacht mit gutem Winde davon, kommen auch bald darauff in Lübeck an.

Die Jungfrau hatte ihr Wort gehalten, nun fordert Sie den Hauptmann an, daß Er desgleichen thun möge. Dieſer fordert die vornehmſten Geiſtlichen und Rechs-Gelährten zuſammen, tractirt ſie aufs beſte und bittet ſie hernachmahls, Ihm in einem ſchweren Gewiſſensfalle mit gutem Rath an die Hand zu gehen.

Er habe zwey Gelübde gethan, deren eins Er nur halten könte. Erſtens, Er wolle, dem lieben Gott deſto beſſer zu dienen, ſein Leben lang unverheyratet bleiben, weil Ihn Gott mit der Keuſchheit begabet, welche er auch darinn bewieſen, daß Er bißher weder dieſe Jungfrau, die doch ſo lange in ſeiner Gewalt geweſen, noch eine andere Weibs-Perſon jemahls berühret. Das andere Gelübde aber wäre ſeiner Freyheit wegen dieſer Jungfrau in ſeiner höchſten Not geſchehen, nemlich Sie zu heyraten. Welches von beyden nun zu halten, damit er einen gnädigen Gott und gutes Gewiſſen behalten möchte? Den Herrn Gelährten iſt dieſe Sache ziemlich ſchwer zu entſcheiden vorgekommen, dennoch endlich geſchloſſen: Gott gienge vor Menſchen. Jenem müßte Er halten, was Er Ihm zuerſt zugeſagt; doch müſſe er ſich auch gegen die Jungfer danckbahr erweiſen und ihr mit einem guten Braut-Schatz zu einer andern Heyrath verhelfen.

Der Ausſpruch gefiel dem Hauptmann ſehr wohl, war auch der Jungfer nicht zuwiedern. Sie begehrte aber keinen andern zu heyraten, ſondern wölte auch lieber ihr Leben lang Jungfer bleiben, und wenn nur der Hauptmann ihr ehrlichen Unterhalt verſchaffen wollte, ſo wollte Sie Ihn gern von dem ihr geſchehenen Gelübde befreyen. Ihr Will ſein Will. Er hat

Sie biß Anno 1523 ehrlich erhalten; in welchem Jahre Sie dieſes Zeitliche geſegnet und von dem Hauptmann im Dom hinter dem Chor vor einem Altar gar ehrlich zur Erden beſtätiget, auch ihr zum Andenken ein ſchönes Gemählde über den Altar geſetzt.

Zu Lübeck ſchenkt man's Keinem 11.

Ein kunſtreicher Maler iſt 1351 in Lübeck geweſen, der von jedermann viel zu arbeiten bekommen. Wenn er nun in Kirchen, Klöſtern oder ſonſt was von Hiſtorien gemalet, in welchen des Satans mitgedacht worden, hat er dieſen allewege ſo häßlich und greulich gemacht, daß einer dafür erſchrecken müſſen, der es nur anſichtig geworden.

Nun kömmt auf eine Zeit der Satan in Menſchengeſtalt zu dieſem Maler an ſeine Arbeit, redet mit ihm und ſpricht: wie es doch komme, daß er den Satan ſo übel abmale, da ſelbiger doch nicht ſo häßlich, ſcheußlich und ſchrecklich ſei? Der Maler entgegnet: er könne den Satan ſo greulich gar nicht malen, als er an ihm ſelber ſei. Da ſpricht der Satan wieder, daß er dem Maler große Freundſchaft tun wolle, ſo ihm dieſer angelobe, ihn hinfüro nicht ſo ſcheußlich und häßlich zu malen. Dem wird zur Antwort: der Maler begehre des Satans Freundſchaft gar nicht und werde denſelben noch häßlicher als zuvor jemals herausſtreichen.

Hierauf iſt der Satan von ihm gegangen und hat geſagt: daß er ihm kürzlich einen ſonderlichen Poſſen ſpielen wollte, alſo daß ihn ſeiner Weigerung gereuen möchte.

Wenige Zeit hernach geht nun dieſer Satan in Geſtalt und täglicher Kleidung des Malers zum Gewandſchneider, welcher desſelbigen großer Freund war, beſiehet da etwas von feinem Tuch und dinget darauf, daß eine ziemliche Summe anläuft; endlich nimmt er's, bindet's zuſammen in ein Bündel und bringt es in des Malers Schlafkammer, wo er's unter das Bett ſtößt.

Den anderen Tag kömmt des Gewandſchneiders Junge und fordert ſein Geld, das der Maler, genommenem Abſcheid nach, als geſtern hätte bringen ſollen. Der Maler lachet ihm zu, und fragt: ob er toll ſei; er wiſſe von keinem Tuch.

Der Junge kömmt heim und klaget es ſeinem Herrn, welcher ein vornehmer Gewandſchneider war; der geht zu den Herren des Gerichts, klaget den Maler an und ſpricht: daß er ihm ſo und ſo viel Ellen fein Tuch geſtohlen und damit nach Hauſe gegangen ſei. Der Maler tut alsbald eine Willkür, da man ſolches Tuch in ſeiner Behauſung finden werde, ſolle man ihn an den lichten Galgen henken.

Der Richter ſchickt darauf in des Malers Haus, läßt alle Winkel durchſuchen, und iſt endlich das verlorene Tuch unterm Bett hervorgenommen worden. Des erſchrickt der Maler ganz heftig und will ſich viel entſchuldigen; aber es mochte nicht helfen: er mußte von Stund an auf die Reckebank; da hat er's zugeſtanden, weil er ſolche Pein nimmer leiden können.

Hierauf denn, wie auf ſeine eigne Willkür, hat ihm Urtel und Recht gegeben, daß er den andern Tag henken ſolle.

In der Nacht aber gegen Morgen gar früh kömmt der Satan zu dem Maler ins Gefängnis und ſpricht mit ſanften Worten zu dem Gefangenen: „Sieh nun, hätteſt Du vorhin meinen Willen getan, ſo dürfteſt Du jetzt nicht am Galgen hängen. Aber ich weiß noch Rat: ſo Du mein ſein willſt, ſollſt Du alsbald erlöſet werden.“ Der Maler aber ſpricht nein, und daß er lieber zweimal ſterben wollte, als einmal der ſeinige werden. „Nun wohlan denn, ſpricht der Satan wieder, ſo tu mir einen Eid bei Deinem Gott, daß Du mich fernerhin auf das ſchönſte und herrlichſte malen willſt: ſo will ich mich an Deiner Statt henken laſſen.“

Der Maler bedenkt ſich nicht lange, in Betracht, daß er ſolches wohl halten könnte, und tut ihm den Eid. Von Stund an werden ihm die Helden und Feſſeln los, und der Satan legt ſich ſelber der Schlöſſer und Ketten wieder an und ſpricht: „Siehe, da haſt Du meine Kleider;“ und ſtreicht ihm ein ander Färbichen im Geſicht an und ſpricht: „Gehe jetzt nach Hauſe; mache Tür und Fenſter zu, daß Niemand aus- und einkommen möge bis auf den Nachmittag um 2 Uhren: alsdann geh auf den Markt und laß dich ſchauen von Jedermann.“

Hierauf iſt nun gegen Mittag der Satan in des Malers Geſtalt hinausgeführt und an den Galgen gehenket; der Maler aber verſperret ſich im Hauſe bis auf den Nachmittag; da kömmt er hervor, geht auf den Markt und läßt ſich ſchauen von Jedermänniglich. Die Leute jedoch weichen ihm aus dem Wege und ſprechen mit großer Verwunderung: „Sieh da, iſt der nicht dieſen Morgen gehenket worden?“ Der Maler ſpricht: „Nein, der Teufel mag henken: ich aber bin kein Dieb geweſen.“ Solche Rede und Widerrede iſt endlich vor die Herren des Gerichts gekommen; die laſſen ihn zu ſich fordern, und wie ſie ihn anſichtig werden, ſtutzen ſie auch nicht wenig und fragen: ob er nicht vor vier Stunden gehenkt worden? Da ſagt er: nein; der Teufel möge henken, er aber nicht.

Die Richteherren ſchicken nun den Fronen hinaus und laſſen beſichtigen, was er den Morgen gehenkt. Der Büttel läuft hin; aber wie er die Leiter hinanſteigt und den Gehängten angreift, ſiehe, da iſt er ſo leicht wie ein Strohwiſch; und nur ein Schatten, der da einem Menſchen gleich geweſen.

Darauf haben die Herren den Maler ganz ernſtlich befragt: wie ſich der Handel eigentlich verhielte? das ſollte er ihnen nach der Wahrheit und an Eides Statt berichten.

Da erzählt nun der Maler Alles von Anfang an, und wie er vom Satan losgemacht ſei, der ſich ſelbſt henken laſſen.

Hievon iſt das gemeine Sprüchwort aufgekommen, wenn Einer nach Lübeck gewollt: „Ja, ja, ziehe hin nach Lübeck; da ſchenkt man's Keinem nicht und henket ſo bald den Teufel als Menſchen an den Galgen.“

Wie aber der Maler unlängſt hernach eine Altartafel zu malen verdinget worden, nämlich von der Hiſtorie, wie Leib und Seele voneinander

ſcheiden, und auf die Seele nicht allein die Engel Gottes, ſondern auch der Satan fleißig warten: da gedenkt der Maler an ſein Gelübde, das er in höchſter Not geſchworen und malt den Satan in Geſtalt des höchſten Herrn der ganzen Welt, nämlich wie einen herrlichen, ſchönen alten Mann mit der Krone und dem ganzen Ornament des Papſtes, jedoch anſtatt der Ohren zwei gekrümmte Bockshörner, und unter dem langen Rock den einen Fuß mit einer Satansklaue; daneben ſtund alſo geſchrieben:

Hanc animam posco,
quam plenam criminibus nosco.

Dieſe Tafel ſtand hinter dem Chor auf dem Altar, iſt aber anno 1600 von dem Domherrn und Structuarius Schrader in das Reventer gehängt.

Der Burgemeſter 12.

Seit undenklichen Jahren war im Dom an der Nordſeite beim Chor ein Bild gemalet, das vermochte niemand zu deuten, weil es gar ſeltſam und ungewöhnlich. Denn da ſaß oben Herr Chriſtus und hob die Hände empor, und fielen Feuerflammen und Schwerter hinab, und ſtanden etliche Leute aus den Gräbern auf; bei denen knieten Sanct Nicolaus und Sanct Blaſius. Darunter aber war eine feine und anmutige Stadt mit Mauern und Türmen und einem Tor, in welchem ein Mann zu ſehen war; aus dem einen Turm aber hielt eine Hand die Finger zum Eidſchwur gehoben, und auf der Mauer ſaßen ein Wolf, ein Fuchs und ein Pfau.

Da kömmt eines Tages der jüngſte Burgemeiſter in den Dom gegangen und findet daſelbſt Herrn Hermann Bonnus, einen ſehr gelahrten Mann, der hernachmals zu Lübeck Superintendent geworden iſt, wie der herumgeht und alles wohl beſchaut. Sie gehen miteinander fort, bis ſie an den Ort kommen, wo das alte Bild hing; da hat der Burgemeiſter Stand gefaßt und den Bonnus gefragt: ob ihm bewußt, welches doch die Bedeutung des Bildes ſein möchte, daß er's ihm wolle auslegen; er habe faſt Viele gefragt, aber bis daher den rechten Verſtand nicht finden können.

Hierauf hat ihm Herr Bonnus geantwortet und alſo geſagt: „Mein lieber Herr Burgemeiſter, da es der Herr ſo höflich zu wiſſen begehrt, will ich's Ihm ausführlich berichten.

Was zuerſt das Gebäude anbelangt, ſo iſt es wohl eine feine, anſehnliche und herrliche Stadt; ſie wird aber von drei ſchädlichen Tieren regiert und bewahrt, die dasjenige wenig in Acht nehmen, was ſie mit aufgerichteten Fingern angelobt haben; weshalb denn auch ihr Leib und Leben in ſolcher Gefahr ſtehet, als wann einem jeden Feuer und Schwert immerdar über dem Haupte ſchweben täte."

Der Burgemeiſter aber hat noch weiter gefragt: wem denn ſolche drei ſchädlichen Tiere könnten verglichen werden?

Da hat Herr Bonnus wieder geantwortet: „Der Pfau iſt der älteſte Herr Burgemeiſter, und das um ſeiner Hoffahrt willen. Der Fuchs iſt der andere Herr Burgemeiſter, und das um ſeiner großen Liſtigkeit willen.

Der Wolf iſt der dritte Herr Burgemeiſter, und das um ſeiner großen Geizigkeit willen."

Ueber ſolche Antwort wird der fragende Burgemeiſter gar ſtutzig, beſinnt ſich jedoch bald und faßt eine beſſere Meinung, zumal da kein Tier weiter vorhanden iſt. Er frägt alſo ferner: was denn der Mann bedeute, der halb in der Tür, halb draußen ſtände?

Bonnus aber ſprach: „Mein lieber Herr Burgemeiſter, das ſeid Ihr. Denn die älteren haben das Regiment allein in Händen, Ihr aber ſteht noch in Zweifel, ob Ihr Euch in die große Gefährlichkeit zu ihnen hineinbegeben oder aber hier außen bleiben wollet. Das wird man jedoch mit der Zeit erfahren."

Darauf ſind ſie mit einem Bondies von einander geſchieden und nach Hauſe gegangen.

Roggenbuk

Das Spiel von Sankt Jürgen vor Travemünde.

Von Georg Kleibömer.

Das Siechenhaus Sankt Jürgen liegt nahe Travemünde, da wo die Trave mit einer buchtartigen Erweiterung hart an die Lübecker Landſtraße herantritt. In einer Niſche an der Außenſeite des alten Gebäudes ſteht ein Holzbildnis, das den drachentötenden Jürgen darſtellt. Daran knüpft ſich die bekannte Sage vom Lindwurmtöter. Der Drache heißt hier Roggenbuk und wird als Waſſerungeheuer bezeichnet.

Im Spätſommer 1920 ſpielten junge Travemünder das folgende Spiel auf einem aufgeſchütteten, ins Waſſer vorſpringenden Platz vor dem Siechenhaus. Der Platz war als Bühne hergerichtet: ein Halbrund für Chor und Volk; eine um eine Stufe höherliegende geräumige Mittelbühne für die Einzelſpieler; und hart am Abhang nach dem Waſſer eine nochmals erhöhte Oberbühne. Seitlich war grünes Gebüſch eingepflanzt, um die Bühne abzuſchließen.

Der Ausrufer: (tritt auf die Oberbühne).

Still alle! Gebt acht! Das Spiel fängt jetzt an!
Das Spiel von dem ſchlimmen Waſſermann,
dem Roggenbuk! —
In dieſer Bucht hauſt er ſeit alter Zeit,
das wilde Drachentier, der Höllenhund.
Und keinen Menſchen ließ er hier vorbei;
er langt mit ſeinen Tatzen auf die Straße
und reißt den Wandrer in ſein naſſes Haus.
Ein Angſtſchrei! Dann iſt alles ſtill.
Und drin im Ort ſitzt Mutter oder Frau
und wartet bis in die Nacht hinein.
Im Waſſer bricht der Roggenbuk

dem Opfer dann die Knochen auseinander.
Draus macht er ſich ein grauſiges Harfenſpiel.
Bei Sturm, ſo um November, könnt ihr's hören.
Kein Menſch wollt mehr dieſe Straße gehn.
Da ſind die Leute aus dem Ort gekommen
zur weiſen Frau, die da im roten Hauſe wohnt.
Sie gehn nicht gern zu ihr. Sie kennt den Zauber,
ſie kann behexen und kann bannen.
Sie ſteht mit Roggenbuk im Bund und mit den Göttern.
Die hat nun einen Pakt mit ihm geſchloſſen:
Er läßt fortan die Menſchen ruhig gehn
und kriegt im Jahr ein unſchuldiges Mädchen.
Das Los beſtimmt die Braut für Roggenbuk.
Jetzt jammern ſie wieder im Ort;
das Los ward gezogen, und die es traf, die weint.
Sie muß nun in das naſſe Grab hinunter,
und da zerreißt das Höllentier ihr dann die weißen Glieder
und ſammelt Knochen aus fürs Harfenſpiel.
Doch was erzähl ich euch! Seht ſelbſt!
Die weiſe Frau kommt. Sie will dem Drachen melden,
daß man ſein neues Opfer, ſeine Braut, herbringt.

(Ab.)

Die weiſe Frau (wie eine Prieſterin gekleidet, kommt von links, tritt auf die Oberbühne und ruft ins Waſſer hinunter):
Hör, Roggenbuk! Heut iſt dein Hochzeitstag!
Ich hör ſchon das Schrein und Jammern des Volks.
Sie kommen mit deiner Braut!
Hör, Roggenbuk! Ich hab das Los beſprochen,
daß es das ſchönſte Mädchen traf.
Wirf nun den Brautſchmuck herauf, den Reif von Gold,
daß ich ſie dir feſtlich zur Hochzeit ſchmücke!
Und hör auch, Roggenbuk!
Wenn du dich genug an ihrer Angſt geweidet haſt
und morgen zwiſchen ihren weißen Knochen wühlſt,
dann denk auch dran, daß ich hier oben ſteh
und auf den abgelegten Goldſchmuck warte!
Vergiß mich nicht, ſonſt ſchick ich dir übers Jahr
ne Deern mit Klumpfuß, Buckel, Pockennarben!
Daß dir bei deiner Braut das Gruſeln kommen ſoll!

(Ein Goldreif fliegt herauf.)

Der paßt ſehr ſchön zu ihrem blonden Haar.
Und morgen kommt er dann in meine Kiſte.
Der Deckel ſchließt ſchon nicht mehr dicht vor all dem Gold.

(Sie horcht auf den Klagegeſang des nahenden Volkes.)

Ich kenn ſie, dieſe Klage-Hochzeitsmelodie.

(Das Volk von Travemünde kommt von links her in langem Zug und ſchwenkt in das Halbrund ein. Voran die Jungfrau, Roggenbuks Braut, von ihrer Mutter geführt; dann die Freundinnen; darauf alleingehend der Vater; hinter ihm der Knabe — Bruder der Jungfrau — mit dem Einfältigen, einem jungen Burſchen; dann allerlei Volks aus dem Ort. Der Knabe und der Einfältige haben auf einer Flöte und einer Trommel geſpielt, abwechſelnd mit dem Klagegeſang der Freundinnen.)

Chor der Mädchen:
Ihr ſpielt luſtig auf,
und wir, wir ſollen ſingen,
all die alten Hochzeitslieder für Margret.
Ach, wir können nur weinen und klagen.
Unſre Füße zittern, und das Herz fängt an zu klopfen,
ach, wir haben ſo viel Angſt vor dieſem Platz,
wo der Roggenbuk im Waſſer lauert
und die Freundin, unſre Margret, holen will.
Arme Braut! Wir müſſen weinen!
Ach, vielleicht im nächſten Jahr
geh ich ſelber ſo als Braut geſchmückt,
ſo als Todesbraut für Roggenbuk!
Lebe wohl, Margret, leb wohl!

(Sie wagen ſich nicht auf die Mittelbühne, wohin die Jungfrau von ihrer Mutter geführt worden iſt, ſondern ſchwenken ein in das Halbrund.)

Jungfrau: Mich friert ſo, Mutter!
Mutter: Iſt doch Sommertag, mein Kind. Komm, wart', ich zieh dir den Schleier zurecht.
Jungfrau: Ihr führt mich hierher wie ein Kalb zum Schlachten
und ſagt kein Wort, als rührt es euch gar nicht.
Und ich vergeh vor Angſt!
Mutter: Im Herzen wein ich auch, Margret!
Aber vor den Göttern hab ich Furcht und ſchweige.
Jungfrau: Mein Vater ſteht da; er hilft mir nicht.
Mutter: Ach Kind, wenn du dem ins Herz ſehen könnteſt!
In ſeiner Bruſt, da tobt und wütet es.
Wenn's nur die Götter nicht merken, was er denkt!
Sie würden ihn auf der Stelle erſchlagen.
Jungfrau: Wo ſind all die lauten Burſchen,
die an unſern Gartenzaun kamen
und ſich da zankten und ſtritten und kämpften,
daß ich ihre Kraft bewundern ſollt.
Jetzt ſeh ich keinen, jetzt, in meiner Not.
Mutter: Sollen die denn nun auch noch ins Unglück laufen?
Was können Menſchen gegen Roggenbuk?

Kind! Kind! Du mußt ſtill ſein! Mit ſolchen Reden
bringſt du uns alle ins Unglück mit hinein.

Jungfrau: Wenn einer mir recht gut wär, tät' er's doch!
(Sie wirft ſich weinend der Mutter an die Bruſt.)
Ach Mutter, ich hab ſolche Angſt!

Mutter: (weint auch und ſtreichelt ſie): Mein Kind, meine Margret!

Eine Frau aus dem Volk: Ach Gott, wie geht einem das nah. Mir iſt, als wenn's mein eigen Kind wär.

Eine andere: Und grad die Margret muß es ſein! Der hätt ich eine andre Hochzeit gewünſcht.

Knabe: Warum ſind da gar keine richtigen Muſikanten? Wenn meine Schweſter Hochzeit hat, dann muß das doch luſtig ſein!

Der Einfältige: Wat 's dat öberhaupt vörn Hochtied! Oha, as min Sweſter Korlin frigen döh, dor güng dat anners her!

Knabe (zu den Freundinnen): Ihr müßt doch tanzen, wenn Hochzeit iſt! Solln wir mal was aufſpieln?

Der Einfältige: Dat 's gornix hier! Keen Kooken giwt dat, nich mal Klümp un Pudding!

Knabe: Margret hat immer zu mir geſagt: Wenn ſie mal Hochzeit macht, denn ſoll das aber luſtig hergehn.

Der Einfältige: Un ick ſüll denn ſo veel Kooken eeten, as ick mag, hett Margret ſeggt. Oha!

Ein Alter: Komm mal her, mein Jung!

Eine Frau: Die Kinder wiſſen von nichts. Wie traurig, nicht?

Der Alte (zum Knaben): Du mußt ſo was nicht ſagen, dann werden alle noch trauriger. Hör mal zu, du biſt ja ſchon ganz verſtändig: Gleich kommt der Roggenbuk und holt Margret. Sie iſt ſeine Braut.

Der Knabe: Ins Waſſer? Da muß ſie ja ertrinken!

Der Alte: Ja, mein Jung. Darum ſind wir ja alle ſo traurig. Deine Schweſter muß jetzt ſterben.

Der Knabe: Was hat ſie denn getan? Iſt ſie böſe geweſen?

Der Alte: Ach, Kind, die Margret war gut. Wir mochten ſie alle ſo gern.

Der Knabe (beſtimmt): Dann ſoll ſie auch nicht ſterben.

Der Einfältige: Door ſteiht ſe un blarrt. Wat löppt ſe denn nich weg? Dat kann 'k goor nich begriepen. Kumm, Koorl, wi loop mit ehr weg, ſo wiet, as wi könt!

Der Knabe: Ja, ſie ſoll doch ſchnell weglaufen!

Stimme aus dem Volk: Hört mal das Kind! — Das iſt doch zu traurig!

Der Alte: Die Götter haben's ja ſo beſtimmt. Grade Margret haben ſie ausgeſucht. Da können wir nichts tun!

Der Knabe: Vor Roggenbuk hab ich noch lang keine Angſt.

Der Einfältige: Den lat man kamen, Koorl, denn ollen Draf un Düwel! Dunnerja! Wi gaht door gegenan, wi beid! Din Swester krigg he nich, dat wüll't wi em wiſen, wat?

Der Knabe (zur Jungfrau): Margret, laß du dein Weinen man. Wir helfen dir!

Volk: Nun hört mal die Kinder! — Laßt ſie man reden. — Sie wiſſen von nichts.

Der Vater (hat ſo lange abgeſondert unter dem Volk geſtanden, ſpringt jetzt mitten auf die Mittelbühne und ſpricht ſehr aufgeregt zum Volk):

Ich geb meine Tochter nicht her! Ich tu's nicht!

Volk: Das Los hat's beſtimmt. Das kann keiner ändern.

Alle: Ja, das Los hat's beſtimmt.

Der Vater: Ich will nicht mit loſen. Margret braucht nicht zu loſen!

Mutter: Sei doch bloß ſtill! Sonſt trifft es noch uns alle! Wie kannſt du ſo gegen die Götter reden!

Einer aus dem Volk: Der Roggenbuk hat beſtimmt, daß alle Mädchen loſen ſollen.

Vater: Was kümmert mich der Roggenbuk?

Mutter: Mann, Mann! Was redſt du! Und das an dieſer Stelle!

Einer aus dem Volk: Was der uns kümmert?

Ein andrer: Laßt ihn doch reden; er iſt ſo aufgeregt.

Eine Frau: Wenn's euer Kind getroffen hätte, ging's euch ebenſo.

Vater: Ich ſag euch: der ganze Pakt mit Roggenbuk kümmert mich nicht.

Einer: Der ganze Ort hat den Pakt geſchloſſen.

Vater: Ich nicht.

Einer: Wir alle!

Vater: Nicht alle! Ich nicht!

Alle: Alle! ja!

Einer: Der ganze Ort war von Roggenbuk bedroht.

Vater: Nein!

Alle: Doch!

Vater: Nur wer auf dieſer Straße ging. Ich kam hier niemals, und keiner von den Meinen!

Einer: Dann gehn hier andre zu deinem Nutzen.

Ein Mann: Das wär was! Du läßt dir von Jochen Koog mitbringen, was du vom Markt brauchſt. Und nachher willſt du dann nicht mitloſen!

Vater: Das iſt mir einerlei. Ich hab nicht Ja geſagt zum Pakt, und meine Tochter braucht nicht zu loſen.

Einer: Wir gehören zuſammen, einer für alle!

Vater: Meine Tochter geb ich nicht; für andre ſoll ſie nicht ſterben.

Der Alte: Ein Ort und ein Volk.
Eine Not und ein Opfer!

Alle: Ja, ja! So!

Vater: Ich will nichts von euch, und meine Margret geb' ich nicht!

Einer: Du gehörſt zu uns. Unſre Freuden teilſt du und unſre Leiden.

45 Der Alte: (eindringlich): Ein Ort und ein Volk, eine Not und ein Opfer!
Alle (wiederholen erregt): Ein Ort und ein Volk, eine Not und ein Opfer!
Vater: Sagt, was ihr wollt! Ich geb meine Tochter nicht für euch, und nehm ſie nach Hauſe!
(Der Vater faßt ſeine Tochter an, um ſie wegzuführen.)
Weiſe Frau: Rühr ſie nicht an, ſie iſt nicht mehr dein.
Wer Roggenbuks Braut anfaßt, ſtirbt ſofort.
Komm, Jungfrau, mach dich fertig. Du darfſt nicht weinen und ſchrein.
Ich weih dich jetzt dem Roggenbuk als Opfer für viele.
(Mit erhobenen Armen ruft ſie die Götter an.)
Ihr Götter, die ihr Unheil oder Segen
auf Menſchen oder Tiere legt,
wir bringen dieſe Jungfrau als Opfer.
Gewaltiger Roggenbuk, furchtbares Weſen!
Nimm dieſe reine Jungfrau zu dir und laß dafür alle andern frei,
daß dieſe Straße ungefährlich zu gehen ſei!
(Zur Jungfrau):
Nimm dieſe Krone von Gold zum Feſt!
(indem ſie ihr den Goldreif ins Haar drückt):
Du trägſt ſchon eine Krone von goldnem Haar.
So ſchmück ich dich als Roggenbuks Braut.
Jungfrau (ſchreit hilfeflehend zum Volk):
Hilft mir denn keiner?
Wollt ihr es anſehn,
daß ich ſo elend muß zu Tode gehn?
Volk (klagend): Ach armes Kind! Ach liebe Margret!
Die Freundinnen: Wir können nichts tun als nur weinen.
Knabe: Ich bet zu den Göttern, daß ſie mir beiſtehn, und dann geh ich los gegen Roggenbuk!
(Er kniet und betet; das Volk jammert; die Weiſe Frau iſt noch um die Jungfrau beſchäftigt, die ihre Hände hilfeverlangend der Mutter entgegenſtreckt; der Einfältige ſchaut in die Ferne nach Ivendorf hinauf, lange, legt dann die Hand über die Augen und ſteht da, aufmerkſam blickend. Allmählich wird der eine und andere vom Volk aufmerkſam auf ihn und ſchaut auch dahin; es entſteht eine allgemeine Unruhe; alle ſehen nach der Straße, wo ein Ritter auf weißem Pferd, die Kreuzesfahne in der Hand, daherkommt.)
Volk: Was iſt da? —
Was iſt los? —
Seht da, wer da kommt! —
Wer iſt das? —
Seht doch die Weiſe Frau!
Weiſe Frau (in Zorneswut, als ſie das Kreuz erkennt):
Verfluchtes Kreuz!

Volk: Ein Kreuz? —
Was meint ſie? —
Ein Kreuz an der Fahne! Seht ihr's? —
Sie hat Angſt vor dem Kreuz! —
Wer iſt der Ritter?

Knabe: Ich weiß, wer er iſt! (Alle ſehen erſtaunt auf ihn.)
Den ſchicken die Götter! Der hilft meiner Schweſter!

Volk: Das Kind ſpricht wahr. —
Ein Wunder! — Ein Wunder! —
Der Retter kommt! —
Die Götter ſchicken dieſen Mann!

Weiſe Frau: Verfluchtes Kreuz! Den ſchicken die Götter nicht!
Den ſchickt der Andre, der Chriſtengott! (verzweifelt lachend.) Der will uns alle, euch alle, alle vernichten!
(Sie geht an den Abhang und ruft ins Waſſer hinunter):
Roggenbuk, komm! Ein Feind rückt an. Wehr dich! Ich beſpreche den Kampf. Der da mit der Kreuzfahne kommt, ſoll deine Beute ſein.
(Sankt Jürgen kommt. Er hat auf der Straße das Pferd einem Daſtehenden gegeben. Die weiſe Frau weicht langſam vor ihm.)

Knabe: (wirft ſich vor ihm auf die Knie und ſtreckt kindlich fromm die gefalteten Hände zu ihm empor): Hilf uns, du hilfreicher Gott!

Ritter: Ich bin kein Gott. Doch ſchickt mich Gott und ſein Sohn Jeſus Chriſt, unſer Herr, Gebieter über Himmel und Erde.

Knabe: Iſt dein Gott ſtärker als Roggenbuk?

Ritter: Ja, Kind. Sein iſt die ganze Welt. Kenntet ihr ihn, ſo fänd ich euch hier nicht in Furcht und Zittern. Er ſchickt mich zu euch, daß ſeine Macht werd offenbar. Sagt, was fürchtet ihr?

Ein Alter: Unſre Not kommt von den Göttern. Kein Menſch kann ſie wenden. Du auch nicht. Wir müſſen dem grimmigen Roggenbuk dieſe Jungfrau opfern; ſonſt frißt er alles, was auf dieſer Straße geht. Wir haben einen Pakt mit ihm. Es iſt ſein Recht. Niemand kann das ändern. Auch du nicht und dein Gott. Fürchte die Götter!

Ritter: Was lebt ihr in Dumpfheit und Finſternis!
Wovor euch graut, ihr Männer und Fraun, die Unholde, Drachen und Götzengeſpenſter ſind nichts als Gewalten der dunkeln Hölle. Seit unſer Herr Chriſt als Sieger durch die Hölle fuhr, haben ſie keine Macht mehr über Chriſti Streiter.

Knabe: Errette meine Schweſter, ſonſt muß ſie ſterben! Der Roggenbuk will ſie ins Waſſer ziehn.

Ritter: Gott ſchickt mich zu euch. Ein Wunder will er zeigen. Geht fort und laßt mich mit der Jungfrau allein.

Volk: Was will er tun? —
Er will mit Roggenbuk kämpfen! —
Es ſterben heute zwei, und das iſt alles. —
Wir wollen ſehen! —

Ritter (zur Weiſen Frau): Auch du gehſt von hier!

Weiſe Frau (weicht einige Schritte zurück, ballt die Fauſt und ſpricht erſt leiſe, dann lauter):
Grimm aller Götter ſoll dich vernichten!
Wotan der Waltende brech deinen Zauber!
Mit Zauberrunen lähm' ich deine Macht! (zieht ſich zurück).

Volk (im Fortgehen): Soll man nun glauben? —
Meinſt du, daß er — — ? —
Ein Menſch kann nichts gegen Roggenbuk! —
Ich glaube nichts! —
Ein Menſch, ja! Aber ſieh ihn an, wie ihm die Augen leuchten! —
Er iſt kein Menſch, er iſt mehr als ein Menſch! —
Und weicht nicht die Weiſe Frau vor ihm zurück? —
Der iſt mehr als ein Menſch! — Der iſt mehr! —
Und wenn er ſiegt —
Wenn — er ſiegt — dann — ja dann — —
Dann nehm ich ſeinen Glauben an!

Die Freundinnen (gehen zuletzt): Jetzt zittern wir doppelt!
Fürchten und Hoffen wühlt durcheinander.
Arme Margret, ſehn wir dich wieder?
Leb wohl, Margret!

Mutter (Abſchied nehmend): Mein Kind, ach mein Kind! (ſie geht.)
(Die Jungfrau nimmt wenig teil an dieſem Abſchied. Sie iſt von der Erſcheinung des Ritters ſo gefangen genommen, daß ſie verſonnen nur ihn anſieht.)

Der Knabe (will den Einfältigen mit fortziehen; dieſer wehrt ſich).
Der Einfältige: Wohenn, Koorl?
Knabe: He ſeggt doch, wi ſüllt weggahn!
Der Einfältige: Wi wüllt doch gegenan, wenn de Roggenbuk kümmt. Wi hebbt doch ſeggt, wi Twee wi harrn keen Angſt.
Knabe: He will doch ſülwſt mit em ſtriden.
Der Einfältige: Dat ſeggt he, jawoll! Un wenn wi beid nu weggahn, un he hett denn doch Angſt vör em, wat denn? Denks goornich an din Sweſter, Koorl?
Knabe (zum Ritter): Wirſt du auch ganz gewiß die Schweſter retten?
Der Einfältige: Warrſt du ook ganz alleen mit den Draken farrig? Süs ſegg dat man. Wi twee, wi ſtaht di bi!
Ritter: Geht, Kinder, und kommt wieder, wenn das Ungeheuer tot iſt.
Der Einfältige: Paß denn awer good upp, dat blos de oll Roggenbuk nich uns leew Margret int Water ſleppt!
Ritter: Geht, Kinder! (Er wendet ſich zur Jungfrau. Indes verſtecken ſich die beiden Knaben im Gebüſch am Uferrand.)
Ritter (zur Jungfrau): Jungfrau, ſo herzlos wollten ſie dich dieſem Höllenhund opfern? Eltern und Freunde führten dich hierher, und keiner fand ſich im ganzen Ort, mit Roggenbuk zu ſtreiten?
Jungfrau: Ach, Herr, was können ſchwache Menſchen gegen Roggenbuk?

Ritter: Schwach iſt der Menſch nur, wenn er Götzen fürchtet. Wer Gott und Jeſus Chriſtus dient, der wird durch ſeine Kraft unüberwindlich, er geht als Sieger durch die ganze Welt.

Jungfrau: Herr, ich verſteh das nicht. Ich kenn nur Angſt und Furcht.

Ritter: Du wirſt verſtehen, wenn du ſiehſt. Wenn ich nun kämpfe mit dem Höllentier, das dich zur Todeshochzeit führen will — — —

Jungfrau: Nein, Herr, bleib nicht! Was hilft es, wenn du mit mir ſtirbſt. Rette dich und laß mich hier allein!

Ritter: Iſt dir der Tod denn ſo willkommen, daß du nicht magſt gerettet ſein von mir?

Jungfrau: Ach nein, mein Herr, ich bin voll Angſt. Doch du, du biſt ſo herrlich, ſo voll Glanz! Du darfſt nicht ſterben. Laß mich hier allein! (verzweifelnd): Ich muß nun ſterben! Gräßlich! In ſeinen Krallenarmen! Im Waſſer! Zerreißen wird er meine ſchwachen Glieder! Götter! Götter!

Ritter: Kannſt du nicht glauben, daß mich Gott geſandt hat, dich zu erretten, und die Ohnmacht eurer Götter zu erweiſen?

Jungfrau: Dort ſteht die Weiſe Frau. Sie will den Kampf beſprechen mit ihren Zauberſprüchen, daß du fällſt. Wenn ſie dich bindet mit geheimen Sprüchen, biſt du verloren gegen Roggenbuk.

Ritter: Du arme Maid! Wie iſt dein Herz befangen in Heidenſinn und Götzenfurcht! Der Teufelſpuk von dieſer Frau reicht nicht an Gottes allgewaltge Macht. Der Gottesſtreiter wird mit Kraft gefüllt, daß er nicht Angſt und Furcht kennt vor der Höllenmacht! Jungfrau, ſo ſchön iſt deine Geſtalt, dein Antlitz glänzt ſo rein, und lieblich ſpricht dein Herz aus deinem Munde. Willſt du nicht auch die arme Seele baden in unſres Chriſtengottes Herrlichkeit? Mich ſchmerzt, daß deine Lieblichkeit von blöder Heidenfurcht entſtellt wird.

Jungfrau: Herr, ſprich noch mehr zu mir. Vor deiner Stimme weicht meine Angſt, und ich werd ſtill.

Ritter: Willſt du dein Herz zum Chriſtengotte wenden? So rett ich dich aus deiner Angſt und Pein.

Jungfrau: Ich glaube alles, Herr, was über deine Lippen geht. Ich glaub, daß Gott ſo licht und hell iſt, wie du biſt. Ich will auch gern zu deinem Gotte beten. Ich ſeh nur dich und denk' nur dich. All mein Gedanken, die ich hab, die ſind bei dir. (Sie iſt vor ihm niedergefallen. Er will ſie aufheben und ſanft an ſich ziehen. Da ſtürzen der Knabe und der Einfältige, wie wahnſinnig vor Schreck, aus ihrem Verſteck heraus.)

Knabe und Einfältiger: De Roggenbuk kümmt! De Roggenbuk kümmt. (Mit dieſem Ruf laufen ſie davon, kommen nach einer Weile aber vorſichtig wieder und ſehen dem Kampf zu.)

Die Jungfrau: Flieh! Flieh! Er wird dich auch töten! (Sie fällt wieder kraftlos nieder, wimmernd.)
Er will mich holen! Roggenbuk! Mir grauſt!

Ritter (hebt ſie auf): Jetzt frag ich dich: Glaubſt du, daß Gott mir ſolche Kraft verleihen kann, daß dieſes Untier fällt von meiner Hand?

Jungfrau: Ich will es glauben! Du kannſt alles! Ich will zu deinem Gott jetzt für dich beten.

Ritter: Ich will jetzt für dich ſtreiten als für meine Braut.

(Er tritt dem Roggenbuk gegenüber, der mit Kopf und Vordertatzen über den Rand der Oberbühne herüber ſieht.)

Du alſo biſt der Hochzeitsmann? Komm ganz herauf, zeig dich in voller Pracht! In ſolchem Kleide willſt du deine Braut empfangen? Du wirſt die zarte Jungfrau ſchrecken, Ungetüm! Dir gönn ich einen Stachelfiſch an deine Bruſt, ein altes Seepferd, einen dicken Dorſchkopf!

Jungfrau (kniet auf der linken Seite der Mittelbühne): Du ſtarker Gott des lichten Helden, ich bitte dich für ihn! Ich will dir immer dienen, ſtehſt du ihm jetzt bei.

Weiſe Frau (iſt wieder herangekommen, ſteht auf der rechten Seite der Mittelbühne und hebt die Hände zu den Göttern):

Dich mach ich ſtichfeſt, Roggenbuk, und ſegne deine Klauen und deinen Feuerrachen. Doch dieſem lähm ich Speer und Schwert mit Sprüchen. Wotan du Waltender, ſtumpf ſeines Speeres Spitze!

(Der Ritter ſtößt in dieſem Augenblick mit ſeinem Speer nach Roggenbuk, ohne den Drachen gefährlich zu verletzen. Dieſer gibt einen dumpfen Ton von ſich, hebt ſich höher, um ſich auf den Ritter zu ſtürzen. Sankt Jürgen tritt ein paar Schritte zurück, um ſein Schwert ziehen zu können.)

Weiſe Frau (triumphierend): Hei, Roggenbuk! Stumpft' ich den Speer ihm, bind' ich ihm jetzt auch das Schwert: Blind ſei das Schwert, treffe hierhin und dahin, finde kein Ziel!

Jungfrau (inbrünſtig): Heiliger Gott und heiliger Chriſt! Ich glaube! Ich glaube! Du kannſt ihn füllen mit mächtiger Kraft, denn du biſt Herr über alle Welt. Hör mein Gebet und hilf ihm, Herr Gott!

(Der Drache hebt ſich auf, will ſich auf den Ritter ſtürzen.)

Gott, ſteh ihm bei!

Weiſe Frau: Jetzt triff den Feind!

(Roggenbuk wird durch einen Schwertſtich getötet. Er ſackt hin. Sankt Jürgen ſtellt den Fuß auf ihn, zieht ſein Schwert heraus, wiſcht es ab. Die Knaben, die in höchſter Aufregung aus der Ferne dem Kampf zugeſehen haben, ſpringen mit lautem Ruf auf.)

Der Knabe und der Einfältige: He is dood! Roggenbuk is dood! (Sie laufen mit dieſem Ruf dem Volk entgegen, das dann eilend herbeikommt.)

Jungfrau (iſt vor dem Ritter hingeſunken, faßt nach ihrem Herzen): Mein Herr! Du mein lieber Herr!

Ritter: War deine Angſt ſo groß?

Jungfrau: Um dich, nicht vor dem Roggenbuk.

Weiſe Frau: Verflucht, ihr Götter! Feig' verkrocht ihr euch vorm Chriſtengott!

Ritter (zu ihr): Dein Reich iſt aus. Zieh dich zurück! (nach den Wäldern von Waldhuſen zeigend.): In jenen dunkeln Wäldern magſt du hauſen, in Sumpf und Dunkel mit dem Höllenungetier (ſie weicht). (Zur Jungfrau): Haſt du nun Gottes Macht erkannt?

Jungfrau: Ich bet' hinfort zu deinem Gott. Was Vater oder Mutter auch drum ſagen werden. Ich bin nur noch dein Schatten, lichter Held!

Ritter: Mein eigen ſollſt du ſein. Ich bin dein Ritter. Willſt du in Treue mein gedenken, wenn ich als Gottesſtreiter von dir zieh? Willſt du in Treue deine Magdſchaft wahren, bis ich zurückkehr und dich hole in mein Reich?

Jungfrau: Ich will dir treu ſein bis in Ewigkeit.

Ritter: So harre mein in Lieb als meine Braut!

(Freudig und laut kommt nun das Volk herbei, voran der Knabe und der Einfältige. Schon im Gehen erzählt)

Der Einfältige: Eers mit den Speer, dat hett dat Dier nix dahn. De weiſe Fruu harr em den Speer verhext. Na aber denn, denn höw dat Bieſt ſick hoch un wull den Ritter mit de Krallen an. De ſtünn ganz ruhig door un mit ſin Schwert ſteek he em eenfach in de Boſt. Bots füll dat Undier daal. Foorts dood, foorts, up de Stell. Und ſo, ſo ſtell he denn ſin Foot em up dat Liew. Grad ſo as ick hier ſtah! Ji brukt keen Angs to hem, he is nu dood. Kumm, Koorl, wi ſmiet em int Water! Door hört he henn!

(Alle drängen zum toten Drachen, erſchrocken und froh. Sie füllen damit den Hintergrund, während das folgende Spiel vorn auf der Mittelbühne weitergeht.)

Volk: So ſah er aus? Puh! —
Ich hab noch Angſt, nicht ſo dicht heran! —
Jetzt brauchſt du doch keine Angſt mehr zu haben! —
Ja, ſchmeißt ihn ins Waſſer! Ich mag ihn auch nicht ſehn!

Knabe (zum Ritter): Du biſt ja doch der hilfereiche Gott! (er kniet).

Mutter (zur Jungfrau, die ſich ſtillglücklich an ſie ſchmiegt, weinend): Margret! — Komm, knie auch mit mir!

Ritter (hindert die Jungfrau daran, indem er ſie an ſeine Seite zieht): Hierher gehört ſie. Sie iſt mein! Wenn ich ums Jahr zu euch kehre, dann hol ich ſie als meine Frau.

Jungfrau: Ja, Vater, Mutter, ich gehör dem Ritter. Ich will ihm folgen, wenn er mich ruft. Ich will fortan zum Chriſtengott beten.

Vater: Margret, du lebſt! Sonſt iſt mir alles gleich!

Der Alte: Der Ort iſt nun befreit! Für immer! Männer, Frauen, für immer! In alle Ewigkeit wird Roggenbuk kein Opfer mehr verlangen. Dankt ihm, dem Ritter, unſerm Retter!

Alle (ſtrecken ihm die Hände entgegen): Dank! Dank! Du biſt unſer Retter! (Nach und nach ſinken alle auf die Knie.)

Ritter: Ja, kniet, wenn euch die Knie wanken. Doch nicht vor mir, beugt euch vor Gott, der ſeine Macht durch dieſes Wunder kundtat. Ich gehe nun von euch — — —

Einer: Bleib hier!

Alle: Ja, bleib bei uns!

Ritter: Ich muß an andern Orten für Gott ſtreiten. Doch komm ich wieder, ſie als Weib zu holen, die durch das Wunder Gottes und durch ihren Willen mein iſt. Komm ich zur frohen Hochzeitsfeier, dann ſollt ihr bekennen, ob ihr in eurem Götzenſinn verharren wollt oder in Gottes helles, lichtes Reich eintreten.

Der Alte: Wir wollen all hinfort dem Chriſtengotte dienen. (Zum Volk): Wollt ihr?

Alle: Wir wollen!

Der Alte: Herr, was ſolln wir tun?

Ritter: Ihr ſollt auf Gott vertraun, in ſeinem Namen alles, alles wagen! In Liebe ſollt ihr allen Menſchen dienen. Die Tat ſei euer Gottesdienſt, aus Worten macht ſich Gott nicht viel. Da ſteht das Haus von eurer weiſen Frau. Sie wird nie wiederkehren, ihre Macht zerbrach. Weiht dieſen Ort, wo Götzendienſt ſonſt hauſte, als heilge Stätte unſerm Gott. Und nehmt in Liebe euch der Armen, Alten, Siechen an. Kein Menſch ſoll ohne Liebe ihnen mehr begegnen. Das ſei Geſetz in eurem Ort! Und was ihr Gutes tut, das tut in Gottes Namen. Lebt wohl! Leb wohl, du meine Braut!

(Alle verziehen ſich. Der Ausrufer tritt auf die Oberbühne.)

Ausrufer: Und hiermit hat das Spiel ein Ende.
Nun bittet Gott, daß er von unſerm Ort
All Not und Unheil ſtets abwende!

Apologie der Frömmigkeit,

Predigt, die nicht gehalten wurde, der unſichtbaren Gemeinde zugedacht von Walter Lehmann

Motto: „Ich bin gekommen, daß ſie das Leben und volle Genüge haben ſollen.“ Joh. 10, 11.

Liebe Freunde!

Laßt mich ein Wort zu euch reden, die ihr nicht gewohnt ſeid, auf der Kirchenbank zu ſitzen und die ihr doch das Land des tiefen inneren Lebens mit der Seele ſucht. Und ihr ſeid eingeſchloſſen, die ihr die Andachtsſtunden in den hohen heiligen Räumen lieb habt und gern den Nachen anbindet an den Geſtaden heiligen Landes. Sind wir nicht letztlich eins: Wallfahrer ins tiefe Leben, zum Land der Seele? Bilden wir nicht einen geheimen Bund, ohne Satzungen und Mitgliederverzeichnis, eine unſichtbare Tempelgemeinde, wir alle, die wir die Sehnſucht in uns tragen, nach dem tiefen, reichen, vollen Leben, nach dem wahr-

haftigen Sein, nach den ſtillen Geſtaden des Innentums, nach dem tiefen Zauber der göttlichen anbetungswürdigen Natur, nach der heiteren Reinheit und der wehmutsvollen Tiefe ſeeliſchen Daſeins? Laßt mich auch alle Freunde nennen, liebe Romantiker unſrer unromantiſchen Zeit, laßt nur ausgeſchloſſen ſein aus unſerm Kreiſe jene armſeligen Rationaliſten, die nichts ahnen von dem Geheimnis der Seele und des tiefen Lebens, ganz zu ſchweigen von den grobgearteten Naturen, die in der Materie gefangen noch allzuweit ab von uns wandern, als daß unſre Stimme ſie erreichen kann. Ihr aber, die ihr träumen könnt und doch die Wirklichkeit des abgrundtiefen Lebens demütig verehrt, die ihr mit dem holden Kindertum eures Herzens an Märchen Freude habt und mit der ernſten Reife eures Geiſtes vor der unantaſtbaren Heiligkeit des wirklichen Geſchehens kniet, ihr alle, die ihr eine Empfindung habt für das Heilige des Lebens, laßt mich ein Wort zu euch reden von der immer noch über Gebühr verachteten Frömmigkeit und ſchenkt ihr eine ſtille Weile der Beſinnlichkeit.

Meine Freunde, ich möchte gern, daß wir einſehen: wir finden das Land nicht, das wir alle ſuchen, den Weg nicht, den zu ſchreiten wir alle uns ſehnen und bemühen, wenn wir das feine und zarte Organ unſres inneren Menſchen verkümmern laſſen, das der Frömmigkeit zugewandt iſt und ihren Reichtum ſpürt und ergründet. Nicht wahr, darin ſind wir einig, daß der Weg, den Deutſchland dem Leben gräbt, von der Seele, von innen her gebaut wird, daß auch jetzt wieder, da wir im Sinne der Welt unſagbar getroffen und elend gemacht am Boden liegen, ſchwer nur und mühſam atmend, der Weg, der uns aufwärts führt, ein Weg nach inwärts iſt. Nicht als wenn wir uns nicht von ganzem Herzen jedes deutſchen Schiffes freuten, das wieder die Anker lichtet zur fröhlichen Fahrt in die äußere Welt, jede wieder angeknüpfte Handelsbeziehung froh begrüßten, die der Lübecker Kaufmann über See ſchafft, jede freundliche Siedlung beglückwünſchten, die deutſchen Kindern und Blumen den Segen der Erde ſchenkt — wir wiſſen wohl, daß alle dieſe Dinge nötig ſind, damit wir „volle Genüge“ finden. Aber wir wiſſen auch mit der Sicherheit der Unbeweisbarkeit, mit der Unwiderlegbarkeit des Irrationalen, daß der Weg zum wahrhaftigen Leben und zur wahrhaft vollen Genüge von innen her gebohrt werden muß. Ich darf in unſerm Kreiſe vorausſetzen, daß wir darüber nicht ſtreiten. Nur dies möchte ich euch zu bedenken geben: Es geht nicht ohne die Frömmigkeit. Oder wenn es ohne ſie geht und wir in der Kälte des Weltalls ohne ſie ſchaffen, frierend und unter Aengſten — ohne ſie geht es nicht anders, und ich zweifle nicht, daß wir ſchließlich doch an irgend einem ſtillen Abend vom Wege in den Wald biegen würden, um die lichte Sehnſuchtsblume, die dann abſeits blüht, zu pflücken und tief erfreut uns an die Bruſt zu ſtecken, oder daß wir, wenn wir ſie auch unterwegs nicht gefunden haben, ſie ſchließlich, von Weltkälte und Weltangſt faſt getötet, am Ende unſres Weges finden und tiefergriffen unſer Geſicht in ihren Kelch neigen würden — kurz, wenn es auch eine kurze oder lange Strecke ohne ſie gehen würde, ſo wird unſre

unter allen Umſtänden beſchwerliche Lebenswanderung doch unzweifelhaft um einen Morgenſchimmer heller, ſonniger, heiterer und beglückter, um einen dunklen ſüßen Klang reicher und voller, wenn wir ſie mitnehmen und ihr blühendes Leben unſrer ſehnſüchtigen Seele zuleiten.

Ihr blühendes Leben? Liebe Freunde, ich weiß wohl, was ihr einwenden wollt. Es ſind viele unter uns, in dem Kreiſe, den ich vorhin umriſſen habe, die bei dem Worte Religion an alles andre als an blühendes Leben denken. Sie hören dem großen Worte eine Starrheit und Enge ab, zerklüftete Gebirge maſſiver unbeweglicher Dogmen tauchen vor ihnen auf, in denen alles Leben erſtarrt iſt, und ſtatt daß ſie den Fuß auf ſonnige blühende Matten ſetzen, fühlen ſie dunkle eiskalte Schatten ſich auf ihre Seele legen. Ein Hauch des Todes, des Abgeſtorbenſeins, nicht aber ein Hauch reichen warmen Lebens fliegt von dem hohen ſchweren Worte auf ſie zu. Und darum meiden ſie ſie mit Bedacht und weiden ihre Sehnſucht lieber in andern fernabliegenden Gefilden. Und vollends die Kirche iſt ihnen ein verſteinertes Grauen, und ſchaudernd denken ſie daran, in die Kirchenbank geduckt, machtlos eine Sturzflut abgeſtandener Formeln, die alle tiefe Lebensfreude und allen tiefen Lebensſchmerz unbarmherzig töten, über ſich ergehen laſſen zu müſſen.

Gemach, lieben Freunde. Ob ich euch ſolche Gefühle wohl nachempfinden kann, habe ich doch ſelbſt in tiefer Scham ſolcher Lebens- und Frömmigkeitsvergewaltigung beigewohnt, ſo ſeid ihr dennoch im Irrtum. Laßt die Frage, ob dieſe Art, mit unſrer Seele umzuſpringen, Religion ſei zunächſt dahingeſtellt ſein, begnügt euch mit dem Geſtändnis, daß ein derartiges Verfahren der Kirche, eine ſolche Behandlung der Dogmen ſchrecklich und abſtoßend ſein kann. Laßt uns ausgehen von dem Grundſatz: Frömmigkeit iſt Leben, eine beſondere tiefe innere Weiſe zu atmen, das Leben ein- und auszuatmen, eine Innenſchau der Dinge. So werdet ihr vielleicht auch gleich zugeben, daß alles Leben, um faßbar, ſichtbar, begreiflich zu werden, während das Leben ſelbſt unfaßbar und unbegreiflich iſt, der Formen, der Gefäße bedarf. Das Menſchenleben bedarf, nicht wahr, um für uns Wirklichkeit zu werden, eines Leibes, als eines Gefäßes für ſeine Unendlichkeit. Wenn, wie etwa beim Tode, das Leben das Gefäß verläßt, das irgendwie undicht, unbrauchbar gewordene, wenn es mit dem letzten Seufzer den Lippen entweicht, ſo geht es für unſer Begreifen, indem es ins Unendliche entſchwindet, verloren. Es bleibt uns — indem wir hier vom Hellſehen und ſeinen dunklen Tiefen abſehen — allenfalls ein dunkles Gefühl der Nähe, aber die Objektivierung des Lebens, die allgemein vermittelnde, hat aufgehört. So ſind auch letztlich die Dogmen Gefäße für das innere, tiefe, unendliche Leben der Frömmigkeit. Nicht daß ſie da ſind und als Gefäße benutzt werden — es kann nicht jeder aus dem Strom trinken —, iſt das Schlimme und Verwirrende, ſondern nur, wenn ſie nicht als ſolche gehandhabt werden, wirken ſie verderblich. Man ſollte ſie nur benutzen, wenn man zugleich fühlt und fühlbar machen kann, daß in ihnen das reiche blühende innerliche Leben rauſcht. Man ſollte aber nie be-

haupten, daß ſie Ewigkeitswert haben. Das wäre eine verderbliche Verwechſlung von Form und Inhalt. Die Form des frommen Lebens iſt niemals dem frommen Leben adäquat, weil eben dieſes — unendlich iſt.

Warum aber wollen wir uns abquälen mit den menſchlichen und darum notwendig menſchlichen Geſtaltungen? Sie kommen und gehen, werden und wandeln ſich. Was uns Chriſtus ſchenkt, ſind ja keine Dogmen. Was uns Chriſtus ſchenkt, iſt Leben.

Ja, laßt uns ein Wort unſres Meiſters in der Frömmigkeit zum Ausgangspunkt unſrer Betrachtung nehmen. Hier müßt ihr freilich mir etwas einräumen, das nach allen Richtungen hin zu erörtern hier zu weit führen würde, dieſes nämlich, daß Chriſtus für uns der Meiſter, der Führer im frommen Leben iſt. Es kann uns von den großen Genien des religiöſen Lebens unſrer ganzen pſychiſchen und hiſtoriſchen Lebensorganiſation zufolge weder der große Gautama noch der tiefe Tao das ſein und geben, was der Heiland ſeit mehr denn einem Jahrtauſend der deutſchen Seele iſt und gibt. Ihm nun, den zu verehren niemand von denen, die mit der Seele leben, und alſo auch, ich zweifle nicht, niemand von euch ſich weigern wird, ihm iſt von dem ſeiner Jünger, der ihn am tiefſten verſtanden hat, ſeiner Sendung Weſen und Sinn auf eine glückliche Formel gebracht, auf eine Formel, die unſrer eigenen aus dem Dunkel aufblühenden Sehnſucht wie morgenhelles Licht entgegenſtrömt: er iſt gekommen, uns Leben und volle Genüge zu bringen. Ich erinnere auch nochmals an euer eigenes tiefſtes Verlangen: was denn iſt es anders als ein wahrhaftiges, tief in ſich ſelbſt getragenes, klares, reines, weſenhaftes Leben, ein Leben, von dem Joh. G. Fichte ſagt, daß es des Beiworts ſelig nicht bedarf, weil es die Seligkeit in ſich ſchließe?

Dies nun iſt es, was Chriſtus in ſich trug: ein weſenhaftes Leben, ein aus dem Tiefſten, aus dem göttlichen Urgrunde aufblühendes, mit der Seele der Unendlichkeit wunderbar und innigſt verbundenes, darum immer echtes, urſprüngliches, in allen Schickſalen ſtill und ſtark in ſich ſelbſt ruhendes, immer beglücktes und befriedetes, in allem Handeln ſicheres und gottgeborenes, über alle Maßen reiches, blühendes, ſelbſt den Tod als Schwelle neuen Blühens grüßendes Leben.

Und dieſes Leben, Freunde, unſrer Sehnſucht Ziel und unſrer Beſtimmung letzte Geſtaltung, dieſes Leben voll unerhörter Triebkraft, zu ſchaffen und zu handeln, die Welt zu bauen, voll unvergleichlicher Tragkraft, die Wehmut des Lebens in Segen umzuwandeln, voll unhemmbarer Erneuerungskraft, aus Schwäche und Sünde wieder aufwärts, zum wahren Sein zurückzufinden, voll Unerſchöpflichkeit und Grenzenloſigkeit, den bittren Tod im Lichte zu ſehen, dieſes Leben ſchenkt er denen, die ſich von ihm beſchenken laſſen, deren Seele empfänglich iſt für Tiefe und Klarheit, für Tat und Frieden. Es kann uns dabei der Jahrhunderte alte Streit um den hiſtoriſchen Jeſus und den dogmatiſchen Chriſtus ganz kühl laſſen — er hat ſeinen tiefen Sinn, ohne doch den Lebensnerv zu treffen —, wir halten uns an das Erlebnis, daß wir, hingegeben ſeiner Gottestiefe, erfaßt von ſeinem Gotteswesen, den Reichtum, die Seligkeit und

Gottestiefe ſeines Lebens in uns ſelbſt hineinſtrömen fühlen. So geht die Geburt des Gotteslebens in uns vor ſich, nicht einmalig, immer aufs neue, immer reicher und tiefer, ein metaphyſiſches und letztlich irrationales Geſchehen. Wie tief, ihr Freunde, ſolches Leben auch unter dem Gewande eines vielleicht ſeinem Buchſtaben nach hart auf uns wirkenden Dogmas ſtrömt, mag man ermeſſen, wenn man den Satz desſelben Johannes, das Blut Jeſu Chriſti mache uns rein von allen Sünden, ſicherlich richtig ins Fichteſche überſetzt, daß „keineswegs ſein, im metaphyſiſchen Sinne, zur Abbüßung unſrer Sünde vergoſſenes Blut, ſondern ſein in uns eingetretenes Geblüt und Gemüt, ſein Leben in uns“ uns rein mache von aller Schwäche und Gebrechlichkeit unſres gottwidrigen Seins. Ihr müßt dazu die wundervolle myſtiſche Auslegung des Abendmahls im ſechſten Kapitel des Johannesevangeliums nehmen: wer mein Fleiſch iſſet und trinket mein Blut, der bleibt in mir und ich in ihm —, es geht im heiligen Mahle das Chriſtusleben in uns über, wir empfangen das Gottesleben in unſerm Innern —, ſo geht euch vielleicht nun eher der Wert ſogar eines Sakraments als eines über alle Worte und Vernunft hinausreichenden Lebensſymboles auf, und ihr verliert ein wenig den Widerwillen gegen die heilige Handlung.

Was aber nun, ſo werdet ihr mit Recht fragen, was bewirkt das Gottesleben in uns? Wie erfüllt es unſre Sehnſucht? Wie hilft es uns zum eignen tiefen Leben? Wir ſehen noch nicht, wie es uns Tat, Reichtum, Seligkeit und Grenzenloſigkeit verleiht.

Bekannt dürfte es euch ſein, o Freunde, daß gerade auch die Menſchen, die mit Bewußtſein die Frömmigkeit lieben und pflegen, geteilter Meinung darüber ſind, ob wir unſer eigenes Leben zutiefſt ausſchöpfen oder ganz auf unſer Ichleben verzichten, entwerten ſollen. Die Anhänger des Perſönlichkeitskultus und die der Selbſtverleugnung, — bald beanſpruchen die einen, bald die andern die Religion für ſich —, und oft hat es den Anſchein, als ob ihr Stifter nur letztere zulaſſe — kämpfen recht beſehen nur um Worte. Es kommt in der Sache in beiden Auffaſſungen darauf hinaus, daß an Stelle eines oberflächlichen, triebhaften, unwürdigen und ſündhaften Seins das tiefe göttliche, allein wahre und weſenhafte Leben tritt. Ob nun das Göttliche als etwas völlig Neues und Weſensandres in den Menſchen eindringe, oder ob das tiefſte Weſen des Menſchen bis zur Erſcheinung hindurchdringe, wir können uns hier begnügen mit dem Effekt, daß das eigene Leben von Grund vertieft, bereichert, beſeligt, über Sünde und Vergänglichkeit hinübergehoben wird.

Es ſetzt, ihr Freunde — und nun rufe ich euch in unſerm Kreiſe zu Zeugen, die ſolches erlebt haben und darum die Frömmigkeit lieben, es ſetzt ein wunderbares inneres Blühen ein, ſobald wir der tiefſten innerſten Verbundenheit mit der ſchöpferiſchen Seele des Weltalls im Bewußtſein teilhaftig geworden ſind. Die geſtaltete Natur ein unvergleichliches Erzeugnis, mehr: ein raſtloſes Sich-Darſtellen der ewigen ſeeliſchen Lebens-

kraft, wird uns nun zu einem Gottesgewand von unſagbarer Schönheit, zu einer Muſika ſacra, zu einem Dom, den wir nur mit Ehrfurcht und Andacht betreten. Immer ja vielleicht ſchon — es liegt in unſerm deutſchen Weſen — liebten wir die holden Erſcheinungen der Natur und gaben uns gern dem entzückenden Spiel ihrer Reize hin. Aber was iſt das gegen die abgründige Empfindung, wenn wir das Göttliche in uns und um uns, in allem Werden und Geſtalten, fühlen, uns ſelbſt hingezogen mit unſagbarer Liebe zu allem, was aus der Seele des Univerſums aufſteigt, wenn die liebende Seele der Natur in all ihren bunten wechſelnden Erſcheinungen uns ſelbſt liebend umfängt, wenn alles Vergängliche uns zum Gleichnis wird, wenn Goethes herrliche Naturfrömmigkeit unſer wird:

Wie alles ſich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf- und niederſteigen
Und ſich die goldnen Eimer reichen!
Mit ſegenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmoniſch all' das All durchklingen!

Die ihr mit der Seele lebt, wie könnt ihr wahrhaft in und mit der Natur leben, ohne die Seele der Natur zu fühlen! Erſt wenn wir ſie ſpüren, die allbelebende, allbewegende, uns ſelbſt erfüllende, alles durchwaltende, wird uns die Natur zum göttlichen Univerſum, in dem jeder Halm, jeder Stern, jeder Vogelruf uns ergreifendes Gotterlebnis wird. Nicht mehr mahnt uns ein ferner unnahbarer Gott über dem Firmament, jenſeits des Lebens, ſein Atem ſpielt um unſre Stirn, iſt uns ſo nahe, daß wir erſchauern. Wir leben in ſeinem Leben. „Seele nur iſt dieſes Weltall!“

Indeſſen, wird uns ſo das Leben, verwoben in die rings uns umgebende Gotteswelt, von außen her unſagbar reich und unerſchöpflich voll, tiefbewegt und unfaßbar lebendig, ſo dringt die wunderbare Lebenserfüllung noch weit tiefer in unſer Inneres, ſobald uns unſer eigenes geſtaltetes Sein, gewiſſermaßen das Material unſrer ſeeliſchen Exiſtenz, unſer Schickſal zum Ausfluß der Gottesſeele, zum Liebesatem göttlicher Wärme wird. Wie, ſobald wir ſolches Gottesleben in uns gefunden haben, das Weltall ſeine Kälte und Härte für uns verliert und eine erlöſende innere Wärme fühlbar werden läßt, die über alles uns grauſig anmutende Geſchehen Ahndungen einer unergründlichen Liebe zaubert, ſo verliert ſich nun für uns ſelbſt alle Weltangſt, alles Schickſalsweh, ſobald wir uns geborgen wiſſen in den Schwingungen der Gottesliebe. Der große reiche Gott des Kosmos wird zum pſychiſchen Gott, zum liebenden Vater, der die Schritte unſres Lebensweges mit ſeiner Güte unterwölbt. Damit iſt gewiß nicht das menſchliche Leben ſeinem Leide und unſre Seele nicht der Wehmut

enthoben. Aber das werdet ihr, Freunde eines tiefen inneren Lebens, auch gewiß nicht erwarten, daß je die Wehmut, dieſer Tau für das innere Leben, aufhören ſollte, in den Nächten unſres Daſeins auf uns niederzugleiten. Es befruchtet unſer Leben, und ſo wird uns der Schmerz wie die Freude tief und heilig. „Ich habe Freud und Schmerz empfunden," könnt ihr nun mit dem frommen Schleiermacher ſagen, „ich kenne jeden Gram und jedes Lächeln, und was gibt's unter allem, was mich betraf, ſeitdem ich wirklich lebe, woraus ich meinem Weſen nicht Neues angeeignet und Kraft gewonnen hätte, die das innere Leben nährt?" Jeder Tag nun iſt uns heilig, und jedes Geſchehnis, ſei es ſchmerzlicher, ſei es heiterer Art, heißt unſre Seele willkommen. Auf den Knien Gottes ruhen unſre Schickſale und weich und linde wie Roſenblätter gleiten ſie aus dem Ewigen nieder auf unſre in Empfängnis erſchauernde Seele. Die Qual iſt uns geſtorben, und im Grunde aller tiefen Wehmut lächelt eine wunderbare überirdiſche Heiterkeit. O ihr Freunde, was gibt es Schöneres, als alſo lebend über dieſe Erde zu gehen?

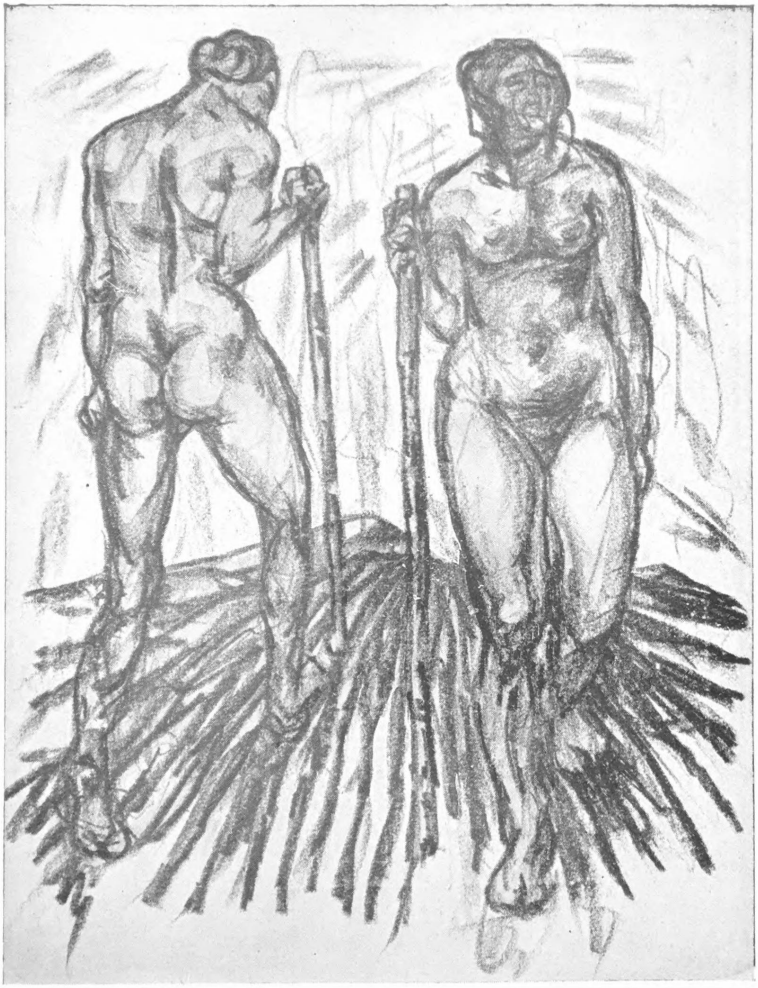
Aber ſchon höre ich euch, die ihr, dies alles zwar als eine herrliche Bereicherung des inwendigen Lebens zugebend, dennoch ein Gefühl nicht unterdrücken könnt, als ſei dergeſtalt die Frömmigkeit nur ein ſüßes Träumen, eine ſchöne Verklärung alles wahren Geſchehens, wo aber bliebe die kraftvolle Spannung, die Leidenſchaft des eigenen Schaffens, der Trieb zur Tat, ohne den ihr euch ein Leben in voller Genüge, ein wahres, weſenhaftes Sein nicht vorſtellen könnt? Nun, Freunde, dieſem Einwand begegnet das fromme Leben mit Gelaſſenheit und Verſtändnis. Stellt, ich bitte euch darum, ſtellt ruhig neben des gottliebenden Schleiermachers wahren Satz, „daß die Religion an ſich den Menſchen gar nicht zum Handeln treibt," ſtellt daneben des gottbegeiſterten Fichte ebenſo wahren Satz: „Wirkliche und wahre Religioſität iſt nicht lediglich betrachtend und beſchauend, nicht bloß brütend über andächtigen Gefühlen, ſondern ſie iſt notwendig tätig." Ihr werdet ſelbſt nicht glauben, die Frömmigkeit mit Logik töten oder lähmen zu können. Sie lächelt deſſen in der Kraft ihres Lebens. Nein, ihr habt völlig recht. Ein betrachtendes Leben iſt wenn auch viel, ſo doch nur ein halbes Leben, es bedarf als Ergänzung des tätigen Daſeins. Und ſo wurzelt denn auch im Boden der Frömmigkeit ein unerhörter unbedingter Trieb zum Handeln. Beſteht unſere Frömmigkeit, wie wir ſahen, in dem innigen Bewußtſein, daß Gott wahrhaft in uns lebe — wie ſollten wir ruhend und träumend ſein Leben erſchöpfen können? Der Kosmos — die Pſyche — das Ethos, laßt doch die unſeligen logiſchen Einteilungen und erinnert euch unſres oberſten Grundſatzes, daß Frömmigkeit Leben iſt.

So ſteigt denn aus dem tiefen reinen Grunde des Gottestums ein hohes ſittliches Handeln. Erſpart es mir, hier zu ſpezifizieren. So nötig und nützlich für uns, deren reinem göttlichen Weſen das Menſchliche in breitem Gürtel umgetan iſt, ein Hinweiſen und Hinlenken, eine Ausbildung und Schärfung des Gewiſſens iſt, ſo liegt es doch im eigentlichen Weſen

unſrer Frömmigkeit, daß ſie keiner geforderten und exemplifizierten Gebote und Satzungen bedarf. Der Fromme als der Gott in ſich Fühlende iſt ſich ſelbſt ein Geſetz und zwar das ſtrengſte, das es auf der ganzen Erde gibt. Er muß in einem unerhörten Zwang, der doch zugleich die höchſte Freiheit iſt, ſofern er fromm iſt, ſeinem göttlichen Ich gehorſam ſein auf Koſten aller anhaftenden Menſchlichkeit. Freunde, ihr ſucht das tiefe Leben von innen her. Wenn irgendwo: hier habt ihr es. Der Fromme darf und kann nur aus ſeinem tiefſten Innern heraus ſchöpfen, und nur das alſo Geſchaffene iſt ſein Handeln.

Und das andere? fragt ihr. Gewiß, es ſoll nicht behauptet werden, daß der fromme Menſch nur immer aus dem Tiefſten, alſo rein und echt und unſtrafbar, handelt. Gewiß nicht. Denn immer iſt er zugleich Menſch und fromm. Ihr dürft, was er als Menſch tut, nicht der Frömmigkeit zuſchreiben. Er iſt nicht dem ſündhaften Tun enthoben. Aber dies iſt die Pforte, die ihm geöffnet bleibt und ihn immer wieder in den ſeligen Saal ruft: daß er mit ſeinem innerſten eigentlichen Weſen Gott angehört, daß nur ſein minderwertiges, irdiſches, von ihm ſelbſt, ſeinem tiefen Weſen gehaßtes Ich Wege geht, die ins Verlorene münden. Auch hier offenbart die Frömmigkeit ihr unerſchöpfliches Leben, daß ſie ſich immer wieder ſelber neu erzeugt. Es bedarf keiner äußeren Satisfaktionen — könnt ihr mit Güte wohl verſtehen, wenn hier bei dieſen tiefſten Dingen die Dogmen ſchwer das Leben faſſen können? — es bedarf nur eines ſehnſüchtigen Atemzuges, um in das ſelige Kindertum Gottes zurückzuſchlüpfen. Gott wartet auf dieſen Atemzug ſo voll Güte und Verlangen, wie du, wenn du zur Nacht an deines Kindes Bett trittſt.

Nicht, ihr Freunde, — darin ſind wir alle eins —, nicht als wenn wir großen Wert legten auf rationale Deutungen der Lebensgeheimniſſe — wie ſollten wir je das unerſchöpfliche Gottesleben erſchöpfen? —, immerhin aber gewährt es Befriedigung, zu empfinden, daß all die großen ſchweren Dinge des Lebens: das Leid und das Böſe, Träne und Sturm ihren tiefen Sinn im Gefüge des Ganzen haben. Alles iſt bezogen auf das Wachstum der Seele, alles auf die Klärung und Herausarbeitung des inneren Menſchen, alles auf das Ueberwinden des Niedrigen, ſo ſchreitet der Fromme niemals in die Nacht, immer dem Morgen zu, immer dem Morgen zu. Auch im Tode. Das iſt nun noch das Letzte und Schwerſte. Wer das Leben ſo intenſiv bejaht, wie wir alle, wer im Leben den letzten Ausdruck Gottes ſieht wie der Fromme — der Frommſte nennt ſich ſelbſt das Leben —, nun, dem muß wohl nichts ſo widerſpruchsvoll erſcheinen als der Tod, die Vernichtung des Lebens. Wenn es aufhören ſollte, warum fing es an? Die Religion allein aber auch gibt Antwort. Es hört nicht auf, ſagt ſie. Und wahrlich, in ihrem Begriff vom Leben gibt es kein Aufhören. Das Leben Gottes iſt in ſich ſelbſt ewig. „Ja, wie leicht, ſagt Th. Fechner, wie leicht wäre alles für den Glauben, könnte der Menſch ſich nur gewöhnen, in dem Wort, womit er ſeit mehr als tauſend Jahren ſpielt, daß er in Gott lebt und webt und iſt, mehr als ein Wort



Hans Peters.

zu ſehen. Dann iſt der Glaube an Gottes und ſein eigenes ewiges Leben nur Einer, und in der Höhe ſeines künftigen, über ſeinem jetzigen Leben nur ein höherer Aufbau über einem niederen in Gott, wie er ſelbſt ſchon ſolchen in ſich hat.“ Ob nun der Fromme mit Schleiermacher im Tode die einzige Gelegenheit ſieht, über die Perſönlichkeit hinauszukommen, ſich ſelbſt zu verlieren im Einen und Allen, oder mag er an neue Formen denken, die der göttliche Lebenshauch annimmt, das laſſen wir füglich dahingeſtellt ſein. Wichtig iſt nur dieſes, daß wir einſehen, die Seligkeit beginne nicht erſt jenſeits des Grabes. Gewiß liegt ſie auch jenſeits des Grabes, „aber nur für denjenigen, für welchen ſie ſchon diesſeit desſelben begonnen hat.“ (Fichte.) So kommt es darauf an, wollen wir die Schranken des Todes entſinken ſehen, daß wir hier ſchon das Leben in voller Genüge in uns tragen, daß wir „mitten in der Endlichkeit Eins werden mit dem Unendlichen und ewig ſind in jedem Augenblick.“ (Schleiermacher.)

Freunde, Brüder und Schweſtern, wir alle ſuchen das „Leben in voller Genüge“, ſuchen das tiefe, reiche, innere Leben. Wir ſuchen es, weil es unſre Weſensbeſtimmung iſt, ſuchen jenes tiefe Leben, das die großen wehtuenden Gegenſätze Wehmut und Heiterkeit, Schmerz und Seligkeit, Sünde und Gnade, Tod und Leben miteinander in Harmonie zu bringen verſteht, weil es ſie in ihrer gemeinſamen Wurzel, in ihrem göttlichen Urgrund erſchaut. Ihr habt in dieſem Suchen und Sehnen freundlichſt der Frömmigkeit das Ohr geliehen. Euch aber, die das Heilige des Lebens empfunden, rufe ich zu Zeugen, daß das Wort nichts iſt gegen das Leben ſelbſt, das tiefe, heilige, ſelige Leben, das uns die Frömmigkeit verleiht. So wollt, Freunde, ſie fernerhin nicht ſo ungebührlich verachten und verſäumen, verſucht ihr zu dienen in Ehrfurcht, und ſie wird euch überreich beſchenken!

Der Fährmann

Novelle von Woldemar Oskar Döring

Ein großer ſchwarzbärtiger Mann war er geweſen, finſter und einſilbig. Die Leute fürchteten ſich vor ihm, denn er war jähzornig und dabei ſtark wie ein Rieſe. Sein Boot trug er allein ans Land, wenn es leck war, und den Fährknecht hielt er mit ausgeſtrecktem Arme in die Luft, wenn er ihn verprügelte. Aber das tat er immer nur mit gutem Grunde. Denn er war gerecht und tat niemandem ein Leides an, der ihn nicht kränkte. Er las auch heimlich in der Bibel. Das hatte ihn ein fahrender Schüler gelehrt, und man konnte es ſehen, wenn man nächtlicherweile am kleinen Fährhauſe vorbeikam. Da ſaß er am Tiſche und hatte das heilige Buch vor ſich aufgeſchlagen und fuhr mit dem großen, ſchmutzigen Zeigefinger langſam über die Zeilen hin. Manchmal hielt er dann wohl inne und ſchien zu überlegen. Und manchmal klappte er das Buch auch jäh zuſammen und warf es ärgerlich in die

Ecke. Wenn aber landfahrendes Volk kam, Schnapphähne, die zum Kloſter hinüber wollten, um zu ſtehlen, oder Kriegsvolk, das den Satan auf ſein Panier geſchrieben hatte, und verlangte, er ſolle ſie hinüberſetzen, da bleckte er grimmig die Zähne und hieß ſie ſich zum Teufel ſcheren. Einmal hatte eine Rotte Landsknechte ihm auf den Leib rücken wollen. Aber da hatte er die Ruderſtange umgedreht. Und ſie waren zuletzt mit blutigen Köpfen davongerannt.

Damals hatte die Brücke noch nicht geſtanden, und Peter Jenne hatte alltäglich ein gut Stück Geld eingeſäckelt. Denn vom Städtchen führte eine Landſtraße zum Kloſter hinüber und dann weiter ins Land hinein. Da gab's ein reges Hinüber und Herüber von Mönchen und Bürgersleuten, von Bauern und Krämern, und der Meiſter Fährmann hatte reichlich zu ſchaffen und war zufrieden.

Aber da war's dann über ihn gekommen. Ein Sonntagnachmittag war's geweſen im Monat Juni. Peter Jenne ſaß vor ſeinem Häuschen und betrachtete nachdenklich die wilde Hecke, die ſich ſo ohne jeden Anſpruch auf Belohnung ihm zur Freude mit aberhundert Blüten geſchmückt hatte, während ſein Knecht ſtumpf und faul auf dem Bauche im Graſe lag und den Grashüpfern, die er fing, die Beine ausriß.

Da wurde an der Fährglocke geſchellt. Drüben ſtand Herr Waldte, der Abt. Groß und mächtig ſtand er da, ein ritterlicher Herr, feiſt und rund, und winkte dem Fährmann. Der holte ihn herüber. Und dann ſaßen ſie beiſammen auf der Bank bei der blühenden Hecke, und der Zaunkönig, der dort niſtete, hörte ihr Geſpräch.

„Der Verkehr nimmt von Tag zu Tage zu. Du wirſt es nicht mehr ſchaffen können, Peter Jenne," ſagte der Abt. Aber Peter Jenne lachte nur und zeigte auf die Muskeln ſeiner Arme.

„Du wirſt nun Fünfzig, ſollſt dich nicht mehr ſo ſchinden müſſen."

„Mir macht's Spaß, Herr Abt."

„Wenn ich nun eine Brücke bauen ließe, und du ſetzteſt dich hier auf die Bank vor die Roſenhecke und nähmſt den Zoll ein, Peter Jenne?" Lauernd ſuchte Herrn Waldtes Blick in Peter Jennes Mienen.

Der gafft den Abt eine Zeitlang verſtändnislos an, dann geht ein Guß roten Blutes über ſein Geſicht, und die Ader über der Naſenwurzel ſchwillt ganz dunkel an. Er ſteht ſchweigend auf, geht ins Haus, holt ein verknittertes Papier mit einem dicken Siegel hervor und hält es dem Abte vor die Naſe. „Da ſteht's; ich hab das Fährrecht hier, und keiner darf mir's nehmen."

Der Abt lächelt ganz fein aus ſeinen kleinen grauen Augen und zieht auch ein Papier aus ſeinem Wamſe.

„Da ſieh, Peter Jenne, und ich hab vom Landesherrn die Erlaubnis, hier eine Brücke zu bauen."

Peter Jenne lieſt. Aber die Buchſtaben führen einen wilden Tanz vor ſeinen Augen auf.

„Ihr dürft nicht bauen," ſagt Jenne.

„Da ſteht's," ſagt der Abt.

„Ich weiche aber nicht."

„Sei klug, Peter Jenne. Auch die Stadt will die Brücke. Es geht zu langſam mit der Fähre. Und wenn das Hochwaſſer kommt, ſteht ſie ſtill. Die neue Zeit will raſchere Schritte. Sei klug und gib nach."

Aber Peter Jenne ſchüttelt den dicken Kopf und weiſt auf ſein Papier.

„Nun gut," ſagt der Abt und erhebt ſich. „Ueberleg dir's; du ſollſt in deinem Verdienſte nicht geſchmälert werden, ſollſt in deinem Hauſe bleiben. Ueberleg dir's, Peter Jenne, und ſei kein Tollkopf."

Aber Peter Jenne hat nichts zu überlegen. Mit zornfunkelnden Augen ſieht er Herrn Waldte an und bleckt die Zähne.

„Geh zum Kuckuck," brüllt er ihn an. „Ich bin hier Fährmann und bleib es."

„Fahr mich hinüber," fordert der Abt.

„Geh über deine Brücke," höhnt Peter Jenne.

Da verdunkelt ſich auch Herrn Waldtes Geſicht, und die Fauſt fährt nach dem Schwertgriffe.

„Fahr mich!", gebietet er.

Aber Peter Jenne dreht ihm den Rücken, macht eine unanſtändige Geberde und geht ins Haus. — — —

* * *

Als die Heckenroſen abermals blühten, im folgenden Jahre an einem ſonnigen Junitage, ſaß Peter Jenne wieder auf der Bank vor ſeinem Hauſe und ſtarrte finſter nach dem Strome hinüber. Was wollte die bunte Menge da drüben?

Was ſtanden ſie in ihren feſtlichen Kleidern, die Ratsherren mit ihren güldenen Ketten, die Frauen in ihren Staatsgewändern, die Jungfrauen mit Roſenkränzen auf dem Haargelocke? Und was wollten all die Zünfte mit ihren Fahnen und Abzeichen und all die Muſikanten mit ihren Pauken und Trommeln und mit den luſtigen Flöten und den gewichtigen Trompeten? Und warum waren ihre Wangen gerötet und ihre Blicke ſo fröhlich und hell? Sie warteten und ſuchten mit ihren Augen die Straße jenſeits des Stromes ab, die vom Kloſter herkam. Und als ſich die Menge ein wenig auseinanderſchob, da konnte man deutlich von Peter Jennes Bank aus ein ſteinernes Ungetüm erkennen, das in drei mächtigen Sätzen über den Strom ſprang.

Peter Jenne ſtand auf. Ein Fluch fuhr zwiſchen ſeinen Zähnen hervor. Er wollte die neue Brücke nicht ſehen, die heute vom Abte geweiht werden ſollte. Was ging ſie ihn an? Er hatte ſein gutes Recht auf die Fähre. Und er wollte den Kampf ſchon aufnehmen. Die Bauern waren dem Abte nicht grün, und auch die Stadtleute lagen oft genug mit den Kutten da drüben im Streite. Die würden ſich alle wie bisher

von ihm über den Strom ſetzen laſſen. Und die Brücke würde daſtehn mit krummem Buckel und zuſehn, wie der Fährmann das volle Boot durch den Strom zwang. Und der Zolleinnehmer da drüben, der faule, windige Schuft, würde allabendlich mit leerem Säckel davonziehn.

Peter Jenne ging ins Haus. Aber was nützte ihm das? Vom Strome her klang mit einem Male feierlicher Geſang. Und als er das Fenſter zuſperren wollte, da mußte er's doch mit anſehn, den feſtlichen Zug der Kloſterleute und den Abt an ihrer Spitze, der einen hohen Kruzifixus trug. Und dann war's eine Weile ſtill, als ob gebetet würde. Aber dann — dann gingen drei Böllerſchüſſe los und darauf ein Jubelgeſchrei aus aberhundert Kehlen, und dann ſetzten die Trommeln und Trompeten, die Pauken und Flöten ein, und mit Singen und Jauchzen zog das Stadtvolk über die neue Brücke.

Da ſank Peter Jenne ſtöhnend auf die hölzerne Bank und krallte ſich feſt an der eichenen Planke. In der Nacht aber nahm er das heilige Buch und ging mit ihm hinab zum Strome. Der Mond lag ſchimmernd auf den Quadern der Brücke und glänzte auf dem Leibe des Gekreuzigten, der da oben die Wache hielt. Peter Jenne aber reckte die Hand aus nach ihm und ſtieß einen Fluch hervor und warf das Buch in den Strom. Der Fährknecht aber, der furchtſam aus der Ferne zuſah, lief ihm in dieſer Nacht davon.

Und nun ging eine böſe Zeit an für Peter Jenne. Da ſtand er in ſeinem ſchwarzen Kahne, groß und ſteil, auf die Ruderſtange gelehnt und wartete — wartete. Die finſteren Augen ſuchten die Straße ab hüben und drüben. Wo waren denn die Bauern und Bürgersleute, die ſich ſonſt von ihm überſetzen ließen? Peter Jennes Blicke ſtachen düſter in den ſonnigen Morgen hinein. Er grübelte nach über Recht und Unrecht in dieſer Welt. Wie oft hatte er ſie mit eigner Gefahr bei Sturm und Unwetter über den Strom gerudert, wenn ſie auf Tod und Leben im Kloſter drüben Rat und Hilfe holen wollten! Wo waren ſie denn nun?

Im nahen Dorfe wurde Hochzeit gefeiert, und die Trauung ſollte in der Kloſterkirche ſein. Peter Jenne hatte ſein Boot mit Blumen geſchmückt, wie er es immer tat, wenn er ein Brautpaar zu fahren hatte. Gülden glänzte der Hahnenfuß. Dunkel glühte der Mohn, und der Ampfer redete von verhaltenem Sehnen. Peter Jenne ſtand und wartete. Die Waſſerhühner im Schilfe trieben ein übermütiges Fangeſpiel mit Gekluckſe und Gekirre, und der Rohrſpatz, der ſonſt ſo ſcheu und feig nur aus dem Hinterhalte heraus ſchimpfte, der ſetzte ſich heute ganz dreiſt auf den Rand des Bootes und guckte Peter Jenne mit vergnügten großen Glanzaugen an. Und da kam der Brautzug aus dem Wäldchen hervor hell und bunt und luſtig wie der Sommermorgen. Aber er ging am Fährhauſe vorbei — über die Brücke dahin.

Peter Jenne biß die Zähne zuſammen, legte die Ruderſtange beiſeite und warf die Blumen ins Waſſer.

Im Städtchen war der alte Boll geſtorben, der luſtige Schneider, der ſich bei Lebzeiten ſo gut mit dem Tode geſtanden hatte. „Wenn du meinen Sarg zum Kloſterfriedhofe hinüberfährſt,“ hatte er oft zu Peter Jenne geſagt, „da ſollſt du ein luſtiges Liedlein pfeifen und jedem Kopfhänger eine Maulſchelle geben.“ Nun ſtand Peter Jenne in ſeinem Boote und wartete.

Da kam auch ſchon der Leichenzug. Vier muntere Schneidergeſellen trugen den Sarg hoch auf den Schultern und ſchritten ſo rüſtig und heiter, als ob ſie einen Neugeborenen zur heiligen Taufe trügen. Und alle, die ihnen nachfolgten, hatten ſich mit bunten Kleidern und Blumenkränzen feſtlich angetan, als ob das Sterben eine fröhliche Sache wäre. Peter Jenne kettete das Boot los und ſtemmte die Ruderſtange in den Grund. Aber der Sarg ſchwankte am Fährhauſe vorbei — über die Brücke dahin.

Da füllten ſich Peter Jennes ſchwarze Augen langſam mit Tränen, zum letzten Male. Und als er ſie dann erhob und nach der Brücke wandte, da glühten ſie von wildem, unverſöhnlichem Haſſe, und der Arm reckte ſich aus in ohnmächtigem Grimme gegen das Ungetüm, das unberührt von ſeinem Grolle machtvoll und ſieghaft in der hellen Sonne ſtand und der neuen Zeit den Weg bot.

Und eines Tages, als der Strom, von Gewitterſtürzen hochgeſchwollen, in wilden Strudeln dahinbrauſte und Peter Jenne mit ſchlaffen Armen auf der Bank vor ſeinem Hauſe ſaß und ſeinen finſteren Grübeleien nachging, da ſtand Herr Waldte vor ihm, ſah ihn mit ſeinem feinen, überlegenen Lächeln forſchend an und fragte: „Was ſagſt du nun, Peter Jenne?“ und zeigte auf den langen Zug von Krämerwagen, der unbekümmert um das Hochwaſſer gerade über die Brücke zog.

Da ſah ihn Peter Jenne mit einem Blicke an, ſo von heißem Haſſe angefüllt, daß Herrn Waldtes Fauſt zum Schwertgriff fuhr. Dann ſpie er aus und ging in ſein Haus. Der Abt aber blieb einen Augenblick ſtumm. Dann lachte er laut auf und ſagte: „Narr!“ Zuckte die Achſeln und ging über die Brücke in ſein Kloſter. In dieſer Nacht faßte Peter Jenne einen Entſchluß. — — —

Der Notarius und Doktor beider Rechte Sebaldus Rufus, der in der nächſtgelegenen Biſchofsſtadt wohnte, war ein ſcharfer Kopf und ein kluger Geſchäftsmann. Er kannte die Schwächen der Menſchen und nährte ſich redlich von ihrer Händelſucht. Jetzt ſaß er in ſeiner roten Robe kahlköpfig und glattraſiert, fett und zufrieden zwiſchen all den hohen Büchergeſtellen mit den muffigen Schweinslederbänden und las ſchmunzelnd das neueſte Buch des engliſchen Freigeiſtes Thomas Hobbes, das ihm ſein Freund, Herr Waldte, mit einer geiſtreichen Anmerkung zugeſchickt hatte. So war es: „Homo homini lupus.“ „Von Natur aus iſt der Menſch ſeinem Mitmenſchen ein Wolf.“ Er ſchielte nach ſeinem Schreiber hin, als wollte er ſich vergewiſſern, daß der nicht etwa ſeine Gedanken erriete. Aber der ſchnüffelte kurzſichtig in einem dicken Buche herum.

Homo homini lupus! Gottſeidank, ſo war es Und der Herr Doktor warf einen zufriedenen Blick nach der dicken, eiſenbeſchlagenen Truhe, die im Winkel ſtand.

Da tat ſich die Türe auf, und ein finſterer, graubärtiger Mann trat herein. Mit unſicheren Blicken muſterte er erſt den Doktor, dann den Schreiber, zog dann ein verknittertes Papier mit einem großen Siegel hervor und fing an zu erzählen von dem bitteren Unrecht, das Herr Waldte, der Abt, an ihm begangen hatte. Der Doktor hörte aufmerkſam zu, nur ganz verſtohlen ſtreifte ſein Blick die Truhe im Winkel. Der Schreiber duckte aus ſeinem Buche auf, ſah aus ſeinen liſtigen, rotgeränderten Augen einmal auf Peter Jenne und dann auf den Doktor. Und als der dann zu Peter Jenne ſagte: „Die Sache iſt nicht leicht. Aber ich will zuſehn, was ich tun kann. Fürs erſte müßt Ihr mir zehn Dukaten hinterlegen," da duckte ſich der Schreiber raſch wieder in ſein Buch zurück und kaute an dem Kiele ſeiner Feder, um ein Lächeln zu verbergen.

So wanderte Peter Jennes redlich erſpartes Geld allmählich in die Truhe des Doktor Sebaldus Rufus. Der aber lachte über den tollköpfigen Fährmann, der ſich gegen eine ſteinerne Brücke und gegen einen Abt und wohl gar gegen den Landesherrn auflehnen wollte. Und als er mit einer günſtigen Gelegenheit Herrn Waldte das Buch des Thomas Hobbes zurückſchickte, da machte er nur post scriptum die Anmerkung: ein Fährmann Peter Jenne wolle gegen den Herrn Abt prozeſſieren. Er, der Doktor habe die Sache pro forma angenommen, um dem Tollkopf einen Denkzettel zu geben. Die Torheit ſei nun einmal eine koſtſpielige Sache, und wer ſie ſich leiſten wolle, der müſſe eben bezahlen. Und Herr Waldte ſchlug ſich luſtig auf die feiſten Schenkel und lachte, daß ihm der Atem ausging.

Peter Jenne aber ſtand eines Tages zornbebend vor dem Doktor, nannte ihn einen Betrüger und Schuft und forderte ſeine Dukaten zurück. Da ließ der Doktor eine Rotte Stadtknechte rufen. Was half es Peter Jenne, daß er zweien die Zähne aus den Mäulern ſchlug? Zwanzig Arme ſind ſchließlich doch noch ſtärker als zwei. Er wurde überwältigt und auf drei Monate in den Turm geworfen. Da hatte er Zeit genug, in dem dumpfen, muffigen Kellergewölbe nachzudenken über menſchliche und göttliche Gerechtigkeit.

Als er dann zum erſten Male wieder vor ſeinem Hauſe ſaß, da waren ſeine Haare weiß, und die Falten hatten ſich tiefer in ſein Geſicht gegraben. Und eine Linie war hineingekommen, die redete von einer finſteren Entſchloſſenheit. Das war nicht mehr ohnmächtiger Grimm, mit dem er heute nach der Brücke ſchaute. In ſeinem Blicke leuchtete etwas wie ein heimlicher Triumph.

In der Nacht aber, als Peter Jenne grübelnd im Hauſe ſaß, trat ein fahrender Landsknecht in die Stube. Der hatte einen fuchsroten Kopf und ſtechende, ſchielende Augen. Und wenn er ging, da ſchleppte er den linken Fuß ein wenig nach. Der hat die ganze Nacht über mit Peter

Jenne geredet und iſt erſt mit dem Morgengrauen davongeſchlichen, nachdem er Peter Jenne eine große ſchwarze gläſerne Kugel zurückgelaſſen hatte.

Von der Zeit an wußten die Schnapphähne und Landfahrer, daß Peter Jenne ihnen nicht mehr die Zähne wies, wenn ſie übergeſetzt ſein wollten. Und das Kloſter hatte ſich viel über Pferdediebe und lungerndes Geſindel zu beklagen. Einmal war auch der dicke Bruder Gebhard, der den Brückenzoll einnahm, von zwei verlarvten Geſellen überfallen worden. Aber ſie waren an den Unrechten gekommen. Der eine erſoff im Strome, der andere machte ſich blutend davon. Herr Waldte hatte dann ſogleich nach Peter Jennes Hauſe geſchickt. Denn der war jetzt in einen böſen Ruf gekommen. Aber man hatte ihn nicht angetroffen. Er war den ganzen Tag über in der Stadt geweſen und hatte ſich in den Wirtshäuſern herumgetrieben, wo die landfahrenden Leute einzukehren pflegten. So konnte man ihm nichts beweiſen.

Und dann kam der Septembertag, an dem ſich Peter Jennes Geſchick erfüllen ſollte. Der Doktor Sebaldus Rufus weilte gerade als Gaſt im Kloſter. Peter Jenne hatte den Reiſewagen über die Brücke fahren ſehen. Und der Doktor hatte Glück gehabt. Denn kaum war er hinter den ſchützenden Kloſtermauern verſchwunden, da war ein Unwetter losgebrochen, wie es jeder Reiſende verflucht. So wütend hatte der Regen den Gekreuzigten auf der Brücke noch nicht gepeitſcht. So wild hatte der Sturm noch nicht an ihm herumgeriſſen. Und die Wellen rannten heute wie vom Teufel beſeſſen mit unſinniger Wut gegen die Pfeiler der Brücke los und lechzten mit geiferbedeckten Zungen nach dem Kreuze hinauf. Die Hölle war los mit Blitz und Donner und Pfeifen und Heulen und einem ohrenbetäubenden Brauſen. Alle guten Geiſter. — — — — —

Herr Waldte ſaß mit ſeinem Gaſte an feſtlich gedecktem Tiſche. Seit der Brückenzoll ſo reiche Ernte einbrachte, hatten ſich die Wolken auf des Kellermeiſters Stirne verzogen. Und der Bruder Koch brauchte die Pfefferkörner nicht mehr zu zählen.

„Eine ſchöne Brücke," ſagte der Doktor.

„Und die ſteht feſt trotz tauſend Teufeln."

„Und der Hansnarr, der Fährmann?"

„Sitzt und wartet auf Leute, die ſich überſetzen laſſen!"

„Das würde ihm wohl heute vergehn, dem Tollhans," lachte der Doktor und hob kichernd ſein Glas. Da blitzte ein Leuchten auf in Herrn Waldtes Augen.

„Heut will ich's ihm zeigen, daß er ein Narr iſt. Kommt mit, Herr Doktor!"

Peter Jenne ſitzt in ſeiner Stube. Da ſchrillt plötzlich die Fährglocke auf. Peter Jenne zuckt zuſammen und lauſcht. „Holüber! Holüber!" kommt es abgeriſſen, vom Winde zerweht, von drüben herüber. Peter Jenne legt die Hand über die Augen — — Peter Jennes Geſicht entfärbt ſich — die Augen werden groß und ſtarr. — Seine Feinde, ſeine Todfeinde dort drüben. „Holüber! Holüber!"

Peter Jenne ſtarrt einen Augenblick nach dem brüllenden Strome. Dann geht ein Leuchten über ſein Geſicht. Haſtig bückt er ſich nieder unter die Bank und holt die große gläſerne Kugel hervor. Die wickelt er in ein ſchwarzes Tuch. Daß der rothaarige Landsknecht plötzlich hinter dem Kamin auftaucht und ihm grinſend zunickt, ſieht er nicht. Er packt die Ruderſtange, ſtürzt zum Ufer hinab, ſpringt in das ächzende Boot, reißt die Kette los, und da ſchießt er auch ſchon mit der Strömung dahin. Der Rothaarige aber iſt in die Türe des Fährhauſes getreten und reckt in wildem Triumpfe die knöcherne Fauſt nach dem Gekreuzigten auf der Brücke.

Des Doktors glattraſiertes, rotes Geſicht iſt ganz bleich geworden. Und auch Herr Waldte blickt unruhig und kleinlaut nach dem Boote, das ſich durch die toſenden Wellen näher und näher ans Ufer heranzwängt.

„Der Tollkopf," murmelt Herr Waldte.

„Ein Teufelsſtreich. Ich zahle ihm einen Dukaten dafür."

„Wenn wir drüben ſind."

„Seid Ihr toll?"

„Seid Ihr feig?"

„Da bin ich," ſagt Jenne und hält das ſtampfende Boot feſt.

„Fahr uns hinüber," ſagt der Abt, und zwingt den Doktor ins Fahrzeug.

Mit ſolcher Wolluſt hat Peter Jenne die Ruderſtange noch nie geführt. So hat noch kein Menſch die Wellen bezwungen wie er. Unter ſeinen mächtigen Schlägen duckt ſich das Waſſer. Schon iſt das Boot in der Mitte des Stromes. Der Doktor atmet auf. Herr Waldte läßt den Griff ſeines Schwertes los.

Da richtet ſich Peter Jenne ſteil in die Höhe. Mit weitem Schwunge ſchleudert er die Ruderſtange von ſich in den Strom, reißt die Kugel aus dem Tuche und hält ſie triumphierend hoch über dem Kopfe. Das Boot aber ſchießt wie ein Hecht mit der Strömung der Brücke zu.

„Wenn wir am Pfeiler zerſchellen, ſpringt die Brücke in die Luft," ſchreit Peter Jenne und ſchwingt mit Hoho und Juhu die Höllenkugel. Vom Fährhauſe her antwortet ein gellendes Hohngelächter.

Da ſtürzt ſich der Abt auf den Fährmann. Das Boot ſchlägt um — drei Menſchen verſinken in den Wellen — der Kahn zerſchellt am mittleren Pfeiler. Eine Welle ſpringt hochauf und beleckt die nackten Füße des Gekreuzigten, der mit ſchmerzlich wehem Ausdrucke in die Tiefe hinunterſchaut.

Der Rothaarige aber hinkt mit einem Fluche davon.

Seit der Zeit mag ein chriſtlicher Bürgersmann bei Sturm und Ungewitter in der Nähe der Brücke nichts zu ſchaffen haben. Denn es iſt wahr, was man ſich zuflüſtert. Peter Jenne geht dann auf dem Waſſer um. In hechtgrauem Boote, das plötzlich aus den Wellen auftaucht, ſchießt er mit Hoho und Juhu auf die Brücke los und ſchwingt über ſeinem Kopfe eine ſchwarze Kugel. Aber immer wieder muß er zu Füßen des Gekreuzigten an der Brücke zerſchellen.

Stimme der Nacht

Wenn rings des Tages Schein
Verſank in Dunkelheiten,
Erſchließt das tiefſte Sein
Dir ſeine Heimlichkeiten.

Dir iſt, als hörteſt du
Die tauſend Quellen rauſchen
Und müßteſt zu und zu
Des Urgrunds Stimmen lauſchen.

Und aus den Tiefen quillt
Unſagbar reiches Leben,
Das alles Fragen ſtillt
Dem, der ſich hingegeben . . .

Erſt wenn die Welt des Scheins
Verſank in Dunkelheiten,
Erahnſt du tiefſten Seins
Verborgne Herrlichkeiten.

Die Seele wacht

Den Lärm des Tages ſcheuchte längſt die Nacht.
Ich möchte ſchlafen, doch die Seele wacht.

Und in die Stille lauſcht ſie weit hinaus,
Ob nicht ein müder Wunſch noch ſucht nach Haus,

Ein Gruß, der ſich verirrt im weiten Land
Und nicht den Weg zur andern Seele fand.

Paul Brockhaus.

Das Ochſenwunder

Von Otto Anthes

Zu der Zeit, als zwiſchen den Pflaſterſteinen der Breitenſtraße das Gras hervorwuchs und Lübeck nur noch ein wehmütig ſchöner Traum aus fernen Tagen war, lebte in der Hundeſtraße der Malermeiſter Schöppe, der hatte einen Sohn namens Peter. Dieſer Peter war ein merkwürdiger Knabe. Daß er von früher Jugend auf zeichnete und malte, wann und wo ſich eine Möglichkeit dazu bot, wäre nicht weiter verwunderlich geweſen. Aber um ſo ſeltſamer war, was ſein maleriſcher Trieb zutage förderte. Sobald er nämlich auch den Stift oder den Pinſel anſetzte, es wurde ein Löwe daraus: Schreitende und ſpringende Löwen, ruhende und lauernde Löwen, männliche und weibliche, alte und junge, aber immer Löwen. Der Vater Schöppe liebte ſeinen Sohn mit der ſtrengen, hartmütigen Liebe, die die Väter damaliger Zeit für ihre Pflicht und ihr Recht hielten. Und darum gerade war ſein Wille, daß der Sohn kein Maler würde. Denn wenn er in den Häuſern derer, die es ſich leiſten konnten und mochten, die Wände ausmalte, ſo durfte er hinter dem ſauber geſtrichelten Gitter des Vordergrundes wohl eine Palme anbringen, auch einmal ein fremdartiges Menſchenweſen im Turban; einen Löwen aber hätte ſich kein Senator oder Handelsherr in ſeinem Landſchaftszimmer gefallen laſſen. Auf ſolche ſtreitbaren Sinnbilder war Lübeck dazumalen nicht mehr eingeſtellt. Darum wurde Peter in die Gelehrtenſchule zu St. Kathrinen geſteckt und ſollte irgend etwas Höheres werden. Der Knabe hielt ſich dort wie viele ſeinesgleichen, das heißt: er lernte, was ſich nicht umgehen ließ, und trieb im übrigen mehr Dummes als Geſcheites. Er zeichnete den Rektor als grämlichen alten Löwen, und den etwas weibiſchen, leberkranken und für ungerecht bekannten Subkonrektor ſtellte er gar auf einem umfänglichen Gemälde unter Verwendung von übermäßig vielem Gelb als Löwin dar, wie ſie zwei Junge zärtlich leckte, aus deren Geſichtern die Söhne zweier Senatoren deutlich zu erkennen waren, während ſie einer Schar von anderen Löwenjungen, die betrübt und kläglich herumſtanden, das Hinterteil zukehrte. Vater Schöppe wohnte der Schule zu nahe, als daß ihm nicht allmählich eine Ahnung zugekommen wäre von den gelehrten Ausſichten ſeines Sohnes. Das Unwetter aber brach erſt los, als Peter eines Tages — er war inzwiſchen mühſam zur Quarta aufgerückt — heimlich ſeine Sparbüchſe leerte und ſich dafür eine Samtjacke und einen überaus künſtleriſchen Schlapphut erſtand. In dieſem Aufzug betraf der Vater den Sohn auf ſeinem Dachkämmerchen und entdeckte zugleich, als er im Zorn die Kammer durchſuchte, eine ganze Menagerie von gemalten Löwen, die alleſamt geſtohlener gelber Farbe ihr Leben verdankten. Da war es aus. Peter wurde aus der Schule genommen, die ihn nicht von ſeinem Künſtler- und Löwenwahn hatte heilen können, und kam in eine Kaufmannslehre.

Im Geſchäft von Jochim Hinrich Buſemann an der Untertrave war nun allerdings für Malen und ſonſtigen Unfug verzweifelt wenig Zeit und

Raum. Er herrſchte dort eine gewaltig ſtrenge Ordnung und Zucht. Früh halb neun betrat Konſul Buſemann das Kontor, wo die Kaufmannsbuben ihre Konnoſſemente ſchrieben. Er kletterte auf ſeinen Drehſtuhl, legte die Uhr vor ſich aufs Pult, putzte ſich umſtändlich die Nägel und las alsdann den „Hamburger Korreſpondent“. Wenn das getan war, reckte er ſich, ſeufzte einmal tief, nahm einen Schlüſſel von der Wand und entfernte ſich für ſiebzehn Minuten. Dieſe ſiebzehn Minuten waren die einzige Spanne in der ganzen Geſchäftszeit, wo die Buben ſich ſelbſt überlaſſen und gänzlich ſicher waren, daß der Konſul ſie nicht überraſchte. Aber auf die meiſten von ihnen wirkte der ſtrenge Ernſt des Chefs auch aus der Ferne, ſo daß ſie kaum von ihren Schreibereien aufzugucken wagten. Und es dauerte eine geraume Zeit, bis es Peter Schöppe glückte, ſie zu einer angemeſſenen Ausnutzung der ſiebzehn freien Minuten zu bewegen. Da der Konſul pünktlich war bis auf die Sekunde, ſo ſaß bei ſeiner Rückkehr alles wieder da, als ob nichts Ungebührliches geſchehen wäre. Peter nannte das den Segen der Ordnung.

Aber es kam ein Tag, wo ſchier alles aus dem Geleiſe geriet. Konſul Buſemann hatte auf ſeinem Segler „Anna“, der auf Kopenhagen fuhr, unter allen anderen Waren eine beſonders koſtbare Kiſte verfrachtet, von der außer ihm und dem Kapitän kein Menſch etwas wußte. Sie enthielt Schmuckſachen und edle Steine für einen Kopenhagener Juwelier und kam an Wert ungefähr der ganzen übrigen Ladung gleich. Da es aber ſchönes ruhiges Wetter war, ſo hatte er ſich nicht entſchließen können, eine höhere Verſicherung als gewöhnlich aufzunehmen. Die „Anna“ war am Abend abgegangen, und der Konſul hatte die Nacht noch gut geſchlafen. Nun war ein ſtürmiſcher Morgen angebrochen, und ihm war zumute, als ob die Kiſte im Wellengang immerzu über ſeine Seele hin und wider rollte. Er ſaß am Pult vor ſeiner Uhr, kam aber weder mit dem Nägelputzen noch mit dem „Korreſpondent“ zu Rande. Er ſchrieb einen Brief, zerriß ihn und ſchrieb einen andern. Aber auch den ſchob er unter ſein Löſchblatt und wußte nicht, was er tun ſollte. Darüber war der Zeitpunkt, wo die ſiebzehn Minuten einzuſetzen hatten, längſt verſtrichen. Peter, der mit dem Lehrling auf der anderen Seite ſeines Pultes ein Hühnchen zu pflücken hatte, war außer ſich über dieſe Unpünktlichkeit. Endlich raffte ſich der Konſul doch auf, nahm ſeinen Schlüſſel und verſchwand. Und im ſelben Augenblick war zwiſchen den beiden Buben die ſchönſte Balgerei im Gange. Peters Gegner floh, kam des Konſuls Pult zu nah, und weiß der Himmel, wie es geſchah! — des Konſuls Uhr flog zu Boden, und als man den Schaden beſah, war das Glas entzwei. Starres Entſetzen lähmte die andern; Peter aber ſah mit einem Blick, daß die Uhr noch ging und daß bis zur Rückkunft des Konſuls noch fünfzehn Minuten waren. Er rannte ſpornſtreichs zu dem Uhrmacher Hein, der an der Ecke wohnte, und ließ ein neues Glas einziehen. Fünf Minuten früher, als nötig war, trat er ſtrahlend wieder ins Kontor und — ſah den Konſul an ſeinem Platze ſitzen. Die innere Unruhe hatte ihn alle feſtgefügte Ordnung ſeines Lebens vergeſſen laſſen.

Peter war auf den Tod erſchrocken, aber er faßte ſich und tat, als ob er etwas Notwendiges draußen beſorgt hätte. Nach einer Weile fand er ſogar den Mut, zu dem Konſul hinzutreten, die Uhr vor ihm aufs Pult zu legen und zu ſagen: Ihre Uhr, Herr Konſul!

Woher? fragte der nur, denn er war ein Mann von wenig Worten.

Peter lächelte.

Sie hatten ſie auf mein Pult gelegt. — Aus Verſehen, fügte er hinzu, als ihn der Konſul mit durchdringendem Blick muſterte.

Der Konſul beſah ſich die Uhr genau und ſagte dann ernſt: Dann iſt das Glas wohl auch aus Verſehen heil geworden. Seit fünfzehn Jahren hatte es einen Sprung.

Peter glaubte, er müßte in die Erde verſinken. Aber ehe er ſich auf eine neue Ausrede beſinnen konnte, wandte ſich der Konſul zum Pult, nahm ſeinen Brief unter dem Löſchblatt hervor und gab ihn Peter.

Zu Hanſen und Kompagnie! ſagte er finſter.

Hanſen und Kompagnie waren die erſte Firma in Schiffsverſicherungen, der Konſul hatte ſich die dreihundert Taler für die koſtbare Kiſte endlich vom Herzen gerungen.

Peter war heilfroh, daß er entwiſchen konnte. Er ging die Trave entlang wie einer, dem das Leben neu geſchenkt iſt. Und als er an der Ecke der Fiſchſtraße einen Menſchenauflauf gewahrte, da beeilte er ſich hinzuzukommen, um nichts von den merkwürdigen Dingen dieſer Welt zu verſäumen. Da waren nun vier Fleiſchergeſellen mit einem mächtigen Holſteiner Ochſen, den ſie vom Holſtentor her geführt hatten. Bis dahin war er auch gefügig mitgegangen. Als er aber nun in die enge und finſtere Fiſchſtraße einbiegen ſollte, da mochte ihm wohl eine Ahnung ſeines düſteren Schickſals aufgegangen ſein; denn er ſperrte ſich und war nicht von der Stelle zu bringen. Peter ſtand und verſchlang das gewaltige Tier mit den Augen, wie es ſich mit den Beinen vorwärts und rückwärts ſtemmte gegen das Ziehen und Schieben der Fleiſchergeſellen, und der Grimm und Trotz des prachtvollen Viehs war ganz in ſeiner Seele, wie die Geſchäftigkeit der Geſellen, die nur taten, was ihres Amtes war, wie die gedrängte Neugier der Gaffer. Plötzlich änderte der Ochſe ſein Verhalten. Mit einem Ruck riß er ſich los und lief die Fiſchſtraße hinauf. Das Volk ſtob auseinander und klebte an den Häuſerwänden, er aber drehte im Laufen den Kopf bald rechts bald links, als ob er ſeine wiedergewonnene Freiheit gegen eine Welt zu verteidigen geſonnen wäre. Ein paar beherzte Männer traten ihm von oben her mit Knütteln und Stangen entgegen. Da wandte er ſich zur Seite einer offenen Haustür zu, darin ein Klumpen glotzender Menſchen zwiſchen Furcht und Neugier eingeklemmt ſtand. Sie wichen unter Geſchrei ins Haus und ſchlugen die Tür zu. Da aber ſtieg das rieſenhafte Tier kerzengerade auf den Hinterbeinen an dem Pfeiler der Tür empor, und es ſah aus, als ob die gejagte, geängſtigte, gepeinigte Natur ſelber in die Höhe langte, ob da oben nicht Hilfe und Rettung wäre. Darüber kamen die Verfolger von oben und unten heran. Als der Ochſe ſie verſpürte, fiel er auf die Vorder-

beine zurück und ging mit geſenktem Kopf auf ſie ein. Einige purzelten, ohne daß er ihnen etwas getan hätte, und er war drauf und dran, über ſie hinweg zu ſtürmen, als einer von den Fleiſchergeſellen den Strick erwiſchte, der am Ring in ſeiner Naſe befeſtigt war. Er riß daran, daß das Blut hervorſchoß, und mit einem Male wurde das Tier ruhig und ergab ſich.

Dem Peter war zumute, als ob er nie etwas ähnlich Großes und Bedeutſames erlebt hätte. Er folgte dem Zuge bis in die Fleiſchhauerſtraße; er ſtand im Torweg und hörte hinten im Schlachthaus das Poltern der Geſellen, die den Ochſen banden; vernahm das dumpfe Geräuſch, als ſie ihn ſchlugen, und den ſchweren Fall, als er zuſammenbrach; und kehrte gänzlich benommen ins Kontor zurück. Während er da ſaß und ſeine Konnoſſemente ſchrieb, zuckte ihm immerzu die Hand, die im Traum gleichſam die Geſtalt des Ochſen nachzeichnete, wie er lief und ſtieg und ſich ergab. Und hinter dem Ochſen her drängte ſich das übrige in ſeine Finger, die enge Gaſſe mit den alten Giebelhäuſern, und die rennenden, flüchtenden Menſchen und ihre von Neugier geſpannten und in Angſt verzerrten Geſichter. Es war, als ob eine neue Welt in ihm wach geworden wäre, die bis dahin geſchlummert hatte. Das währte drei Tage, und auch die Nächte waren erfüllt von all dem, was in ſeinem Innern arbeitete und werden wollte und wurde. Es gab damals noch keinen Kunſtgelehrten in Lübeck. Aber wenn einer da geweſen wäre, dann hätte er geſagt: Peter war inne geworden, daß Kunſt nicht die Ferne ſchlechthin iſt, ſondern daß ſie die Ferne iſt im Nahen.

Als er am vierten Tage früh ins Kontor trat, ſtand da der Kapitän der „Anna“.

Um Gotteswillen! ſagte Peter und griff nach ſeinem Herzen. Da knitterte in der Bruſttaſche der Brief an Hanſen und Kompagnie, den er über dem Ochſen und all dem andern ganz und gar vergeſſen hatte.

Schon wieder da? ſagte im ſelben Augenblick Konſul Buſemann, den ſeine Unraſt vor der Zeit ins Geſchäft getrieben hatte.

Ja, erwiderte der Kapitän. Es war ja ein Prachtswind, vor dem lief die „Anna“, wie nur ſo eine fixe Deern vor einem handfeſten Kerl laufen kann.

Und alles in Ordnung? fragte der Konſul nur noch.

Alles in Ordnung, beſtätigte der Kapitän.

Da trat Peter an den Konſul heran und bat ihn, einmal mit ihm auf den Flur zu kommen. Er habe ihm etwas zu ſagen. Und draußen übergab er ihm den Brief mitſamt jeder nötigen Erklärung. Der Konſul öffnete den Brief und ſah, daß alles darin war, was er hineingetan hatte. Dann ſagte er:

Mein Sohn, du verläſſeſt augenblicklich mein Geſchäft. Ein Menſch, dem alles aus Verſehen glückt, wird im Leben kein rechter Kaufmann. Weil aber durch dein Verſehen meine Uhr heil geworden iſt, die fünfzehn Jahre einen Sprung hatte, und weil ich durch dein Verſehen dreihundert Taler an der Verſicherung geſpart habe, erhältſt du hiermit hundert Taler

— er reichte ihm einen Schein, den er aus dem Brief genommen hatte — ſuch dir damit ein anderes Fortkommen!

Peter ging nach Hauſe auf ſeine Kammer unter dem Dach, zog ſeine Samtjacke an, ſetzte den Kalabreſer auf, und ſo trat er ſeinem Vater unter die Augen.

Vater, ſagte er, ich gehe jetzt nach Dresden auf die Kunſtſchule und werde Maler.

Der Vater erwiderte gar nichts, ſondern holte nur zu einer Ohrfeige aus, die, wenn ſie zur Tat geworden wäre, ihresgleichen geſucht hätte. Aber Peter ſenkte den Kopf vorwärts, als ob er ſtoßen wollte, wie der Ochs in der Fiſchſtraße, ſo daß der Vater unwillkürlich innehielt.

Du brauchſt dich nicht zu bemühen, Vater, fuhr Peter fort, indem er den Kopf wieder hob und dem Alten frei in die Augen ſah. Auch um das Geld nicht, das ich koſten ſoll. Das habe ich mir ſelber verdient.

Und er hielt ihm den Schein unter die Naſe. Da fühlte Vater Schöppe, daß das Schickſal über ihn und ſeine ſtrenge Liebe hinwegging, und er ergab ſich. So wurde Peter ein Maler, der eine lange Zeit viel von ſich reden machte, und deſſen Werke noch heute von den Kennern hoch geſchätzt werden. Zumal ſeine Ochſen, denen er eine geheimnisvolle Gewalt mitzugeben wußte, ſo als ob in ihnen aller gebändigte Trotz der Natur lebendig geworden wäre.

Meine Inſel

Wilhelm Blohm

Laß ich von ihr erzähle! Lächerlich! —

Ein Fleckchen Erde, dreißig Schritte lang, zwanzig breit, ragt im nördlichen Teile meines Teiches aus dem Waſſer hervor. Das iſt meine Inſel!

Aber da ſie mein ſchönſter Platz auf der Erde iſt, will ich hier erzählen, was ich auf ihr erlebe und belauſche.

Von Seggenbülten und Binſen, Iris und Schilf umgeben, liegt ſie da, einſam und ſtill. Eine mannsſtarke Eiche mit tief hängenden Zweigen, drei Dutzend Erlen, geſund, angefault und ganz abgeſtorben, — am Fuße des einen Stammes ein wilder Roſenſtrauch, — und drei verworrene Weidengebüſche, deren Zweige teilweiſe ins Waſſer hineinragen, — das iſt der höhere Pflanzenwuchs auf ihr. Der Boden iſt dicht beſtanden mit Waldhimbeeren und hohem Graſe.

Vom Süden habe ich die Seggenkufen meterbreit entfernt, um überhaupt mit dem Boot an die Inſel herankommen zu können. Beim Betreten derſelben flogen Meiſen und andere kleine Vögel davon, und dann war's einſam um mich her. Auch die Waſſerhühner und Enten, vor allem aber die Reiher, die gern hinter der Inſel ſtehen, verließen den Schilfgürtel, — denn der Menſch war da, der Störer des Friedens.

So war's bisher, — nun iſt es anders geworden. Eine Hütte habe ich mir gebaut, wie ſie die Hirten ſich im Gebüſch manchmal errichten. Aus

Weidenäſten beſteht das Gerüſt, die Wände ſind mit Schilf gepolſtert, und das Dach iſt aus Binſen hergeſtellt. Die Nordſeite des Daches hat eine Luke zum Hochklappen; auf der andern Seite, nach Süden, iſt in der Längswand ein Fenſterchen angebracht, ſo daß ich den ganzen Teich überſchauen kann. Keine drei Meter iſt das Hüttchen lang und halb ſo breit. Nur in der Mitte kann ich aufrecht ſtehen. An der einen Wand iſt eine Bank, davor ein Tiſchchen mit abnehmbarer Platte und im Hintergrund eine hohe Schütte Schilf für die Nachtruhe.

Nun erſt konnte ich meine Inſel erforſchen.

Früh morgens, wenn ich mit dem Boote anlege, flieht wohl alles Getier von dannen, aber mit drei Schritten bin ich im Schilfhauſe und allen Blicken entzogen. Stille herrſcht um mich her, tiefe, wohltuende Stille; kein menſchlicher Laut trifft mein Ohr.

Bald aber kehren die Tiere zurück, die auf der Inſel und um dieſelbe zu Hauſe ſind. Aus dem Walde kommen die Meiſen angeflogen. In den Weidenzweigen hängen und hüpfen ſie. Viele Inſekten, die ihre Verwandlung im Waſſer durchmachten und noch kraftlos hier die erſte Zuflucht fanden, werden leichte Beute der immer beweglichen Vögel. Während innen in der Schilfwand meiner Behauſung ein Zaunkönigpärchen ſeine Moosburg errichtet und trotz meiner Anweſenheit durch das Fenſter ein und ausfliegt, baut draußen in derſelben eine weiße Bachſtelze ihr einfacheres Heim. In der wilden Roſe, zwei Meter von mir entfernt, hat eine Grasmücke ihr Neſt. Lange konnte ſie nicht fortbleiben, denn es muß ſchnell vollendet werden. Einen Meter höher webt ein Schwanzmeiſenpärchen ſeinen Kunſtbau an den Erlenaſt, und nun kann ich die Vögel bei der Arbeit beobachten. — Leiſe Klopftöne laſſen mich zum abgeſtorbenen Stamm daneben ſchauen. Ein Kleiber bearbeitet ihn. Drei Schlupflöcher ſind ſchon im Stumpf, aber es iſt wohl noch nichts Paſſendes darunter. Er arbeitet mit einem Eifer, der nachahmenswert iſt, eine neue Höhle aus. — Purr, purr, purr! Der große Buntſpecht kommt geflogen. Sind ihm die Erlen zur Niſthöhle auch zu ſchwach, ſo hat er hier doch eine gute Raſt, wenn er von einem Waldrande zum andern will, und ein paar Würmer findet er auch immer in dem morſchen Holze. —

Pitt, pitt, pitt! Nun kommen die Waſſerhühner aus ihren Verſtecken wieder zum Vorſchein; vier, fünf Neſter weiß ich auf den Bülten um die Inſel. Der weiße Bleß des ſchwarzen Vogels leuchtet hell aus dem Schilfe auf. Ruckweiſe kommt er angeſchwommen; argwöhniſch muſtert er die Umgebung ſeines Neſtes. Aber es ſcheint ihm alles in Ordnung zu ſein; ſo ſteigt er denn die Treppe hinauf zu ſeiner hohen Burg, rührt die braungeſprenkelten Eier durcheinander, damit alle gleichmäßige Wärme bekommen, und legt zu den zwölfen das dreizehnte Ei. — Währenddes erheben zwei Männchen dieſer zänkiſchen Sippe ein Mordsgeſchrei. Erſt geht es gegeneinander mit aufgeblähten Flügeln, ähnlich dem Schwan; als aber plötzlich ein Rothalstaucher in ihrer Nähe erſcheint, geht es gemeinſam gegen dieſen. Ein paar Grunztöne ſtöhnt er aus, dann aber ſenkt er den Hals und verſchwindet in der Tiefe, um weitab vom ſchwarzen

Geſindel wieder aufzutauchen. Dort, zwiſchen Binſen, aus faulenden Schilfſtücken errichtet, ſchwimmt ſein Neſt. Die vier ſchmutzig-weißen Eier hatte er beim Verlaſſen mit Moderzeug bedeckt, damit die Krähen ihn nicht berauben ſollten. Jetzt räumt er die Decke ab und fährt im Brutgeſchäft fort. Wie er die halb im Waſſer liegenden Eier zeitigen kann, iſt mir ein Rätſel. —

Auf der Inſel liegt ein Haufen abgemähten Seggengraſes. Das fand eine Stockentenmutter ſehr bequem zum Brutplatz. Sie brauchte nur eine Höhlung hineinzuwühlen, und das Neſt war fertig. Ich fand zuerſt drei Eier und dachte ſchon, der Vogel würde durch mein Kommen vertrieben werden. Kam ich aber nach einigen Tagen wieder, ſo fand ich mehr Eier, ſchließlich auch den braunen Flaum vom Bruſtgefieder der Ente, und nun brütete ſie feſt. Betrat ich die Inſel, ſo zog ſie den Kopf ein und blieb ruhig ſitzen — genau acht Schritte von meinem Lauſcherpoſten entfernt. — Noch eine ſchwere Prüfung mußte die Brüterin durchmachen. Als ich eines Tages die Inſel umfuhr und zu meiner Ente hinüberſchaute, ſah ich neben ihrem Neſte einen großen Flügel aus dem Graſe hervorragen. Ganz nahe war ich ſchon, da ſtrich ſie endlich ab, und ich fand einen toten Buſſard. Ich hob ihn auf, er war vollkommen unverſehrt. Anfangs konnte ich mir die Sache nicht erklären. Endlich fiel mir ein, daß ich ſelber die Schuld an ſeinem Tode trug, wenn auch unabſichtlich. Ich hatte nämlich Eierſchalen mit Gift ausgelegt, um die neſträuberiſchen Krähen zu vertilgen, die in jedem Frühjahr nach vorſichtiger Schätzung mindeſtens vier- bis fünfhundert Eier auf meinem Teiche vernichteten. Hatte da der Buſſard eine vergiftete Krähe gekröpft, ſich ſelber den Tod geholt und war neben dem Neſte der Ente abgeſtürzt!

Als ich das Skelett einer friſch verzehrten Krähe am Waldrande fand, war mir alles klar.

Trotz alledem hat die Ente ihre Brut ausgebracht, wie ich bei meinem ſpäteren Beſuche auf der Inſel an den Eierſchalen mit den Blutäderchen im Innern deutlich feſtſtellen konnte. Hoffentlich iſt die treue Mutter gut durch die Herbſtjagden gekommen und brütet im nächſten Frühjahr wieder bei mir.

So ſitze ich und ſchaue und träume und leſe und rauche, je nachdem es mir behagt; — da zieht ein großer Schatten über mein Eiland, und aufſchauend ſehe ich, wie ein Reiher ſich einſchwingt. Langen Halſes ſteht er und äugt ſcharf umher, denn er iſt ein vorſichtiger Geſelle. Es ſcheint ihm aber alles ſicher — mich kann er in der dunklen Hütte nicht erkennen; natürlich rühre ich mich auch nicht. — Er iſt von ſeiner Muſterung befriedigt und kann ſeinem Gewerbe nachgehen. Mit weit vorgeſtrecktem Halſe äugt er ins Waſſer. Plötzlich greift er pfeilſchnell zu und verſchlingt gleich darauf den erbeuteten Froſch. Dann ſtelzt er zur nächſten Kaupe und ſtarrt und ſtarrt. Noch ein Stoß, und einer meiner ſchönen Karpfen wandert in ſeinen unerſättlichen Schlund hinab. Das war ein fetter Happen! Wohlgefällig ſteht er da und zieht den Schlangenhals kurz ein; dann fängt er an, ſein lockeres Bruſtgefieder zu ordnen.

Warte, du Burſche, dir will ich's geben!

Sechzig Schritt mögen es ſein. So weit reicht meine 6=mm=Büchſe mit dem ganzlangen Geſchoß. Ich greife nach dem kleinen Gewehr in der Ecke und ſchiebe den Lauf aus der Luke. Haarſcharf nehme ich das große, graue Ei aufs Korn. — Päng! Der kurze Schlag wird von meiner gefiederten Umgebung kaum beachtet, aber dort hinten ſchlagen zwei große Flügel einmal auf und liegen dann ſtill auf dem Waſſer. — Morgen eſſe ich Reiherbraten!

Ich wende mich wieder dem vor mir liegenden Buche zu. Viel wird es nicht mit dem Leſen, die kleinen Gäſte lenken mich immer und immer wieder ab. — Im Walde ruft der Kuckuck, flötet der Pirol, ruckſt die Taube und krächzt der Häher, — plötzlich erheben alle Zappen und Taucher in meiner Umgebung einen Angſtſchrei, und die kleinen Gefiederten ſtimmen unwillkürlich mit ein. Ich weiß warum: der Hühnerhabicht, der einen Büchſenſchuß von hier in einer hohen Eiche drüben im Walde ſeinen Horſt hat, iſt der Störenfried. So ſchnell ich auch aus der Hütte ſpringe, ich ſehe ihn nicht mehr, den edlen Ritter der Lüfte.

Er hat ſeine Brut aufgebracht, ich habe ihn beſchützt. Der Jagdaufſeher, der den Horſt kannte, lag auf den Tod krank darnieder, und der Förſter fragte mich vergeblich aus. — Ich ſah den Habicht brütend auf dem Horſte; ich ſah die weißen Dunenjungen überm Neſtrand ſchauen; ich ſah die vollbefiederten braunen Geſellen in der Eichenkrone ihre erſten Flugverſuche machen, „wie bei Hagenbeck", äußerte ein Beſucher, den ich zum Horſtbaume führte. —

Das Neſthäkchen klippte noch lange im Walde, als Eltern und Geſchwiſter ſich ſchon verzogen hatten. Zum Dank für meine Fürſorge holte dieſer Nachkömmling meinem Sohne eine zahme Dohle vor der Haustüre fort . . .

Jetzt hat hier ein neuer Jagdaufſeher das Regiment, der will in dieſem Jahre die Habichte abſchießen. All mein Reden hat bisher nichts genützt. Möge ihm ſein Vorhaben nicht gelingen! Dieſer Habichtshorſt iſt der einzige im ganzen Walde.

Noch mehr Gäſte kommen zu meiner Inſel. Als das Eis auf dem Teiche ſchmolz, fährtete ſich ein Fiſchotter am Zulaufsbach. Ich ſtellte ihm Eiſen, denn meine Karpfen hatte ich zu anderen Zwecken beſtimmt, als dieſen Räuber damit zu füttern. Aber der Otter war ſchlauer als ich, er mied die gefährlichen Plätze. Am Teiche ſah es mörderlich aus: überall fand ich Köpfe, Gräten und Schuppen meiner Fiſche, — den Otter ſah ich nicht. Mit hohen Waſſerſtiefeln ausgerüſtet, ſuchte ich den ganzen Erlenbruch nach dem Otter ab, Kaupe für Kaupe. Auf vielen hatte er gelegen, aber jetzt war er nicht da. Auf der Inſel fand ich ſeine Fährten und ſeine Loſung. Alſo auch ihm ſagte der Platz zu. So ſaß ich denn in mondhellen Nächten in der Hütte und wartete auf den ungebetenen Gaſt. Enten zogen durch die glitzernde Flut, ganz nahe ſchnatterten ſie bei mir im alten Röhricht, aber vergebens horchte ich nach dem pfeifenden Ton des Otters.

Wieder den Bruch abgeſucht, — am Karfreitagmorgen war's, da zieht ſich eine Straße feiner Luftbläschen durch das Sumpfwaſſer. Die können nur von dem vor mir weggetauchten Otter herrühren. Suchen, ſuchen — nichts!

Jetzt muß er auf dem Teiche ſein, denke ich. In meinem Paddelboot ſtehend, fahre ich zur Inſel hinüber. Leiſe gleitet mein Schiffchen vorm Winde dem Eiland zu. Dort, wo Schilfhaufen nahe am Ufer liegen, wäre wohl ein guter Sonnenplatz für den Otter. Auf dem erſten Haufen ſehe ich eine friſche Lagerſtatt und Reſte von Karpfen, auf dem zweiten ebenfalls. So nähere ich mich dem dritten, — da entdecke ich etwas Braunes unter den Halmen. Schnell lege ich das Ruder hin und nehme die vor mir liegende Flinte auf. Ich bin am Schilf, — da rührt es ſich, aber ſchon blitzt mein Schuß in das trockne Kraut, — mein Boot treibt weiter. Raſch wende ich um, fahre dorthin, wo der Pulverdampf aufſteigt, — da liegt der Otter! — Der Schuß war durch die Schulter gedrungen und hatte ihm das Herz zerriſſen! —

Ein guter Sechſerbock rann im Sommer durch das Schilfwaſſer und hatte auf meiner Inſel ſeinen Stand, ſicher vor allen Nachſtellungen.

Wenn ich im Herbſte das Waſſer des Teiches ablaſſe, gehört die Inſel zum Feſtland. Dann wechſeln die Rehe täglich über dieſelbe, wie mir die Fährten zeigen! Der Fuchs kommt auch ab und zu hierher und hat ſchon meine Lagerſtatt in der Hütte zu der ſeinigen gemacht, als hoher Schnee lag. —

Die Inſel iſt mein ſchönſter Zufluchtsort. Hier vergeſſe ich alle Sorgen; hier weiß ich nichts vom Getriebe der Welt, von den Menſchen mit all ihrem Hader und Neid und Haß. Hier bin ich allein mit mir und mit der ſchönen, freien Gottesnatur, die ich lieben werde bis in den Tod.

Aus: Wilhelm Blohm, Natur — mein Leben. Lübeck, Charles Colemann.

Bemöten

Hans Ehrke

Den ganzen Dag hett de Storm dör de Straten hult un den Regen as harde Pietſchen dalſlahn. De Hüs ſpeegelt ſick düſter op de natten Steen. Un de Hewen glupt gries un dump in de Ruten. Recht ſo'n Dag, an Harwſt un Starwen to denken. Mit de Schummern gifft ſick de Regen. De Straten ward drög. Blot de Storm ſplakt noch as unklok üm de Ecken.

Ick mutt noch mal rut ut de Stuv, rut ut Stratenlarm un Muern. So gah ick denn na 'n Karkhoff. De liggt ſtill un in Freeden mank de Hüs inklemmt.

De Port knarrt. De Wind ballert ehr hard achter mi to. Dar ſtah ick nu in en anner Welt. De Larm vun buten löppt ſick in de hogen Böm dod, de in 'n Krink an de Kanten ſtaht. Ganz lieſen blot en Ruſchen noch, wiedher, ſo as wenn de See an 't Oever ſleiht. Dar buten waggt un drifft dat Lewen, lud un dull. Awer hier is en Inſel vun Freden un Swigen. Lat den Larm an de Kanten ſlahn! He gröhlt dat Leed

vun Arbeit un Sweet, vun Lachen un Unroh. Awer hier ſitt de Andacht, baben in 'n Klockentorn vun de lütt Kapell'. Blangen de lütt Klock ſitt ſe, ſinneert mit grote Ogen vör ſick dal un hett en verdrömt Leed vun Lengen na Freden un Roh op de Lippen. Mitto ſleiht ſe mit de Hand ganz lieſen an de lütt Klock. De bewert denn ganz fin un gifft en ſülvern Ton. De ſwevt as en witte Duv vun 'n Torn hendal de Weg lang, lieſen, ganz lieſen.

Graff liggt an Graff, lang in de Reeg. Wieden, Barkenböm un Eſchen, de ehr Telgen truri dalhangen lat, ruſcht freedvull öwer de Graffſteen, öwer den groten, düern Steen op en riek Graff grad ſo as öwer dat lütt iſern Krüz, ünner dat en armen Sluker to Roh kamen is.

De Roſen lat truri de Köp hangen. Regen un Storm weern den ganzen Dag an ehr rümtorieten. Nu liggt vael Blaed op 'e Eer, rod as Blood-drüppen.

De Schummern ſackt ſwoar op de Weg. De Wulken jagt deep as wille Peer an 'n Hewen lang. De Storm ſitt achter ehr to rieden. Sin Sweep ſuuſt öwer ehr Köpp. Huiiiiii, wat dat fleut'!

De Maan ſteiht ganz hoch. Mitto is he gorni to ſehn vör dat Wulken-gedriew. Wenn em dat to dull ward, haut he mit ſin Pietſch dermang, de hett en ſülwern Smik un reckt bet op 'e Eer dal. Denn jagt ſe verfeert uteneen, de Wulken. En Ogenblick man, denn ſtörmt ſe wieder. Awer as de Sülwerſweep dalſus, hebbt de Regendruppen an de Roſenköpp hell op-lücht, as wenn dat ſülvern Tranen weern.

Dat Düſter ſackt deeper un deeper. Nix is mehr dütli to ſehn. Allns löppt een in 't anner, de Graffſteen, de Böm, de Roſen un de gollen un iſern Namen op de Steen.

De Bank an 'n Weg is noch natt. Awer dat drömt ſick dar ſo ſchön. Un Bomruſchen, Stormhulen un Swigen klingt toſamen in een Melodie, en Dromwieſ': Freeden. Ick weet ni mehr, wat hüt weer, wat morgen wehn ſchall. De Stünn is losreten vun de Tied, den groden Strom, de liſen drifft, ahn Roh un Opholen. Wonehm he hengeiht? Dat weet nüms, ward ok nüms weeten . . . Ick bün alleen op 'e Dodenſtäd, deep in Drom un Gedanken.

Awer — hör! Dat lett as Schräd op 'n Weg, ſwoare, harte Schräd. Ick bün ni alleen hier? . . .

Dar kümmt een üm de Eck. Grot un ſwart weiht em de Rock üm de Been. De Preeſter? Ick kann ſin Geſicht ni ſehn, dat is al to düſter. Den Hoot mit de breede Kremp hett he deep in de Ogen trocken. He geiht ſtill an mi vörbi. Hett he mi ni wieskreegen?

Nu blifft he ſtahn, an 't erſt Graff in 'n Weg. Dat is, as wenn he dar beden deiht oder ſinneert. Nu geiht he ran, ganz dicht. Wat makt he dar?

Ick dreih min Ogen bikant. Wat geiht mi dat an. Awer dar is wat, dat höllt mi faſt. Ick mutt henkieken. Wat makt he? Ick kann em noch ſehn, liekers dat al ganz düſter is. Dat is, as wenn en Lüchten vun em utgeiht. Sin Geſicht ſchient ganz hell. Un as he de Arms bört, lücht ſin

Hann' ganz witt. He langt na de Roſen. Ganz ſinnig höllt he de Köpp in de Hand. Sachen ſackt en Blatt na 't anner dal un leggt ſick op 'e natte Eer. As en hellen Kranz liggt ſe üm den Mann rüm. En Blatt na 't anner fallt, fallt . . .

Achter em hangt ſor un möd de barden Köpp, wenn he en Graff wieder geiht. Un wedder plöckt he de Bläd, ſinnig un in Gedanken, un ſteiht düſter in de helle Flot op 'e Eer.

Ick kann de Ogen ni vun em losrieten. Ick mutt henkieken. 'keen is dat? Wat ritt he all de Blöt aff? . . .

Ick ſtah op un gah achter em ran. Ick mutt doch ſehn, wat he will. Hart gnurſch de Sand ünner min Föt. As ick neeg bi em bün, dreiht he ſick üm un kiekt mi an. In düſſen Ogenblick ritt de Maan de Wulken uteneen un ſmitt en breeden Stripen Licht op 'n Weg. Dar ſeh ick ſin Geſicht. Dat lücht witt un bleek. En barden knoekern Schädel, holl de Backen, un de Ogenkulen ſo grot un düſter. He grient breed ünner ſin ſwarten Hoot rut. En Bild ut verleden Jahrn blitzt in mi hoch, ganz kort. Ick kenn em: Fründ Klapperbeen . . . So ſeet he to grienen, en Awend mal, in Frankriek. In en tweiſchaten Dörp weer 't. Wi harrn ſtörmt. De Hüs leegen all in 'n Dutt. Wi ſöchen unſ' doden Kamraden. Unſ' Speelmann weer ok fulln. An de Stratenkant leeg he, ſtill un kold. De Kugel weer em merrn dör 't Hart gahn. Blangen em leeg ſin tweibraken Trummel. Dar ſeet he op, Fründ Hein. He harr den Speelmann ſin Fleut vun 't Koppel nahmen un verſöch, dar op to fleuten. Man he kunn dat ni, un dat geef en gräſigen Ton, de uns kold dörgüng. Un darbi grien he ſo veninſch . . . Dat Bild is weg. Nu ſteiht he ſülm wedder vör mi un grient as do.

„Dag, ol Kamrad," ſeggt he. Un ſin Stimm is heeſch. „'n Dag," ſegg ick. Awer dat kümmt flau rut. He grient noch 'n Stot, denn treckt he ſin Piep ut de Taſch un brennt ſe an.

„Na, god na Hus kamen?" fragt he denn un ſtökert in de Piep rüm. Op Antwort töft he ni. He puſt mi den Rook noch mal in 't Geſicht, denn dreiht he ſick üm un plöckt wieder. Un de Bläd fallt, liſen, ganz liſen.

Ick kiek ſtill to. He beert, as wenn ick gorni doar weer. Blot de Piepenrook weiht mi üm 'n Kopp. Un de Bläd fallt . . .

„Wat rittſt du al de Roſen aff?" frag ick em nöſen. He kickt ſick mal halv üm, ſücht an ſin Piep un plöckt wieder.

„Wat rittſt du de Roſen aff?"

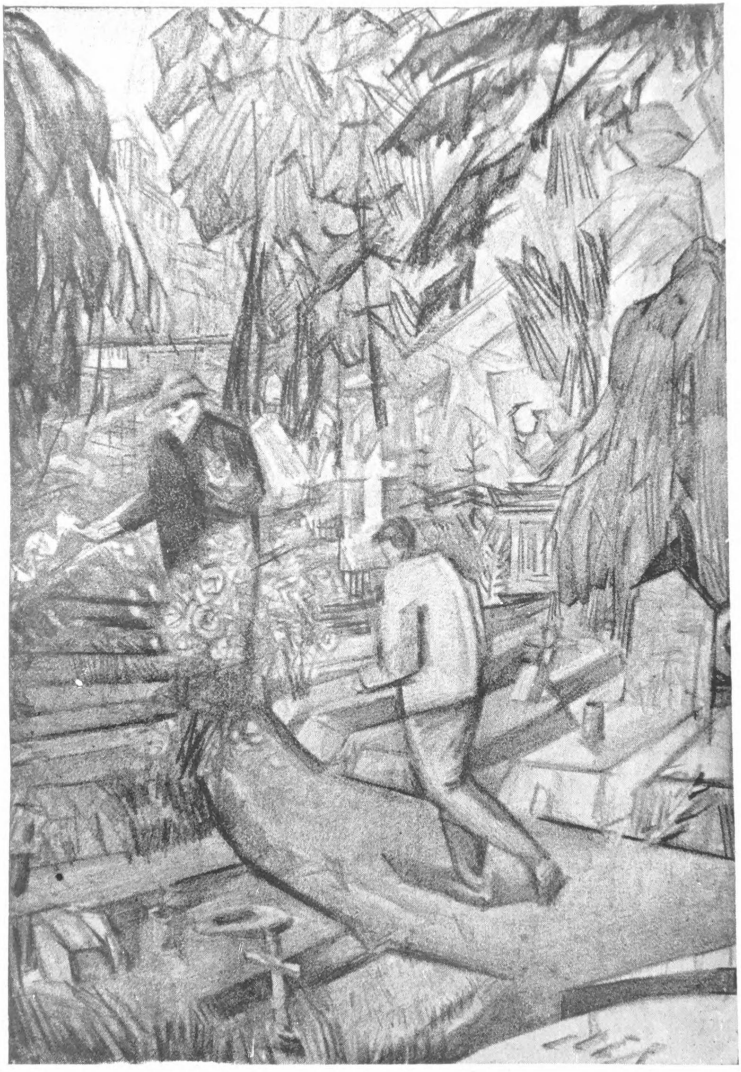
He plöckt dat Graff lerri. Denn dreiht he ſick üm.

„Dat verſteihſt du ni," ſeggt he. „Ick mutt. Ehr Tied is vörbi. Se hebbt nu nog vun Licht un Sünn."

Ick ſchüddkopp: „Dat gifft nümmer nog Sünn!"

„Doch," ſeggt he. „Ick will di vertelln, wat dat op ſick hett." Darmit fat' he mi an 'n Aermel un treckt mi en Graff wieder. Dar ſteiht allns noch vull in Blöt.

„Hier, de Roſen," — ſeggt he un düd mit de Piep hen, „dat is dat Blood, dat ſick ni geben will. Jung Hartblood, dat to fröh vun de Welt gahn



Hans Peters.

müßt. Dat hett keen Roh dar ünnen, wenn baben de Sünn' blied un gollen lacht. Dat lengt na Lewen un Licht un will rut ut de ſchrag Kamer. Denn ſtiggt dat hoch na baben un lett ſick ni opholen. Hier in de Roſenköpp ſtiggt dat un blöht dar un drinkt ſik vull Licht, wat dat in 't Lewen ni nog kreegen hett. Kiek hier, wat dat löcht, rod un hitt! . . . Jung Hartblood" . . .

Darmit plöckt he lieſen wieder. Und de Bläd fallt, fallt . . . De Kehl is mi ſo drög. „Wat lettſt du dat denn ni ſattdrinken, ſoveel as dat will?" Dat krieg ick man ſwoar rut.

„Dat is nu nog," ſeggt he. „Jeder kriggt ſin Part vun 't Leben todeelt. De en hett dat op 'e Eer genaten. De liggt nu kold un ſtill. Awer vun de annern, de dat ni to Enn lewt hebbt, ſtiggt dat Blood tohöcht un will ſin Deel. De hier hebbt nu nog. Ehr Tied is üm. — Ick bün de Goarner hier un mutt oppaſſen, dat allns in de Reeg kümmt." — He plöckt ſinnig wieder. Ick ſtah deep in Gedanken. Dat is lang ſtill. Blot de Storm ſuſt un haut en Schof Kaſtangeln vun 'n Bom vör uns dal.

„Un kiek hier!" He treckt mi en Graff bito. Dar ſtaht luter witte Roſen, rein un bleek.

„Hier liggt en lütt Deern. Achteihn Jahr weer ſe old. Dar müß ſe gahn. En truſchulli Seel, de noch ni wüßt, wat Lewen is, de ni wüß, dat dar vael Mutt un Slick in is. Awer ſe harr en Lengen darna. Dat weer ſo rein as hier de Bläd. — Se hett dat mit dalnahmen. Nu is dat hochkamen un wuſſen. Kiek hier: opblöht Lengen, fram un witt!"

Sachen ſtrakt he öwer de Roſen. Un de Bläd fallt, fallt as Snee, ganz lieſen. Ick harr nümmer dacht, dat de Dod ſo 'n week Hand hett.

„Slap nu, lütt Sünnenſeel," ſwiſtert he mang de Tähn dör, „ſlap! Dat is nu nog." . . .

Wi ſünd de Reeg to Enn. Ick bün ganz ſtill worrn . . . He kloppt ſin Piep an en Graffſteen ut. Tak — tak — tak. Dat hört ſick an as flinke Hamerſläg. De Aſch flüggt mi in 't Geſicht.

Ick will em noch wat fragen. Awer he hett Jl.

„Hol mi nu ni länger in 'n Snack op," gnurrt he, „ick heff noch 'n barg to beſchicken!"

He ſtickt ſin Piep in de Taſch. „Düs!" ſeggt he noch. Denn dreiht he mi den Rüch to un ſtakt mit grote Schräd in de anner Reeg rin.

Sin Rock weiht as en ſwart Undeert achter em ran. Ick ſeh em langſam in de Schummern verſacken. Op 'e Dodenſtäd ſtah ick alleen.

Un de Storm huult dör de Nacht.

Aus: Hans Ehrke. Frühlicht. Bordesholm, Nordiſcher Heimatverlag.

De Seißenklopper

Hans Ehrke

Dat is noch fröh, noch lang ni Dag . . .
Wat pukert dar ſo övern Hoff? . . .
En Ton, mal ſülverfien, mal groff,
Un ümmer luſti, Slag op Slag.

Pink un pank, pink un pank . . .
De Knecht, de kloppt dat Iſen blank.

De Leh ſingt friſch ehr Morgenleed.
De Dag ward lang, de Dag ward hitt,
Wo ſe ſick dör de Ahren fritt.
De Dag ward ſur un ſwoar vun Sweet.
Pink un pank, pink un pank,
De Knecht, de makt dat Iſen blank.

En annern Knecht ſteiht grot un drang
Al achter uns un luert un luert.
Wo lang mit uns dat wull noch duert?
Bet he uns ſtüert den letzten Gang? . . .
Glinſtert al ſin Iſen blank? . . .
Pink un pank . . . pink un pank . . .

Aus: Hans Ehrke, Frühlicht. Bordesholm, Nordiſcher Heimatverlag.

Durch Eiſen geſogen.

Dar is mal 'n Fru weß, de is to Lock kamen, un dar hett ſe ehr Leeben lang ſitten ſchullt.

Se hebbt ehr äwer man ganz wenig to eeten geben, dar in dat Lock, dar hett ſe ni mit ut kunnt, dar hett ſe bi verhungern müß, un dat hebbt de Richters ok ſo wullt.

Se blifft äwer doch god bi Schick, de Fru, ſe ward dar dick un püllig bi, un as ſe dar al 'n Jahr ſeeten hett, do is dat noch ni anners.

De Richters weet je garnich, wo dat angahn kann, dar künnt ſe ni klok ut warrn.

Do na 'n Jahrs Tied, do kümmt dar de Fru ehr Dochder, de kümmt hen na de Richters un fragt, wat ſe ehr Rätſel opgeeben dörf, ſe will je ſo gern, dat ehr Moder wedder rut laten ward ut dat Lock.

„Ja," ſeggt de Richters, dat kann ſe, „wat heſt du denn von Rätſel?" ſeggt ſe.

„Ja," ſeggt de Deern, „wat hett dat to bedüden:

Durch Eiſen geſogen,
Viel Herren betrogen,
Erſt Tochter geweſen,
Dann Mutter geworden."

Dat kunn' de Richters ni raden, mit 'n beſten Willn ni. Se hebbt äwer doch gern weeten wullt, wat dat op ſik harr mit dat Rätſel.

„Nee," ſeggt de Deern, „dat ſegg ick ju ni, eerſt möt ji mien Moder frie geben."

Do ward de Moder rut laten ut dat Lock, „ſo," ſeggt de Dochder, „nu kann ick ok ſegg'n, wat min Rätſel to bedüden hett: Jede Nacht," ſeggt ſe, „heff ick mi hen ſliekert na dat Finſter, wo min Moder ſitten dö, un denn heff ick ehr dör de iſern Tralln weg de Boß geeben as ſo 'n lütten Kind, un dar is ſe geſund bi bleeben, min Moder."

As ſe dat ſeggt hett, de Deern, do nimmt ſe ehr Moder bi de Hand un geiht mit ehr to Hus.

Aus: Rätſel und Rätſelmärchen, geſ. von G. Fr. Meyer. Plattdütſche Volksböker. Verlag Lührs u. Diercks, Garding.

Kraepellatinſch

Dor is mal 'n Burn weß, de hett ſin' Söhn na de Stadt ſchickt hadd, na de hog' Schol, he ſchall dar en beeten mehr lern.

Dunn kümmt de Jung mal to Hus in de Ferien, un ſin Vader will je gern weeten, wat he ok wull flietig is un god lern deit.

„Na," ſeggt he, „ji lert dar je wul allerhand Künſt in de Stadt, Latinſch un Franzöſch," ſeggt he, „Religion un Weltgeſchicht."

„Ja," ſeggt de Jung, „dat 's noch lang ni all."

„So," ſeggt de Bur, „na, denn wies mal, wat du von 't Latinſch lert heß. Wat is dat hier?" ſeggt he un wieſt op 'n Schuffar, — he is dor grad op 'n Meßfalt togang'n weß.

„Karius," ſeggt de Jung.

„So," ſeggt de Bur, „Karius! Und dit?" ſeggt he un hölt em dat Stück Geſchirr hen, wat he in de Hand hett.

„Forkius," ſeggt de Jung.

„So," ſeggt de Bur, „Forkius! Na, un dat, wat ick dar op heff op de Forkius, wo heet dat?"

„Miſtius," ſeggt de Jung.

„So," ſeggt de Bur, „Miſtius, ſo is dat! Jung," ſeggt he, „dat ſlacht je bannig na 't Plattdütſch, dat Latinſche, dat kann 'k, glöf ick, ok al. Paß mal op," ſeggt he „denn wi 'k di mal wat ſegg'n: Nimm hier de Forkius," ſeggt he, „un la' den Miſtius op de Karius, ſüß nehm ick den Knüppelus un hau di op den Puckelus!"

Aus: Rätſel und Rätſelmärchen, geſ. von G. Fr. Meyer.

Lübecker Lebensweisheit

De Dot ſendet juv ſienen bref,
He kumpt ſliken recht ſo ein def.

Bitterliken ſterven is de erſte ſank
De ander is der klocken klank,
Der drüdde is, in korten Stunden
Werſtu vergeten dinen van Frunden.

Stah wiß, Broder!
Ritt de Rock, ſo höllt dat
[Uennerfoder.

Wol eine ſtede lef hefft,
Schal dar nicht van wandern,
Wat he an der einen let,
Vindt he an der andern.

En Fru, de nich ſchellt,
En Hund, de nich bellt,
En Katt, de nich muſt,
Doegt all dree nix in't Hus.

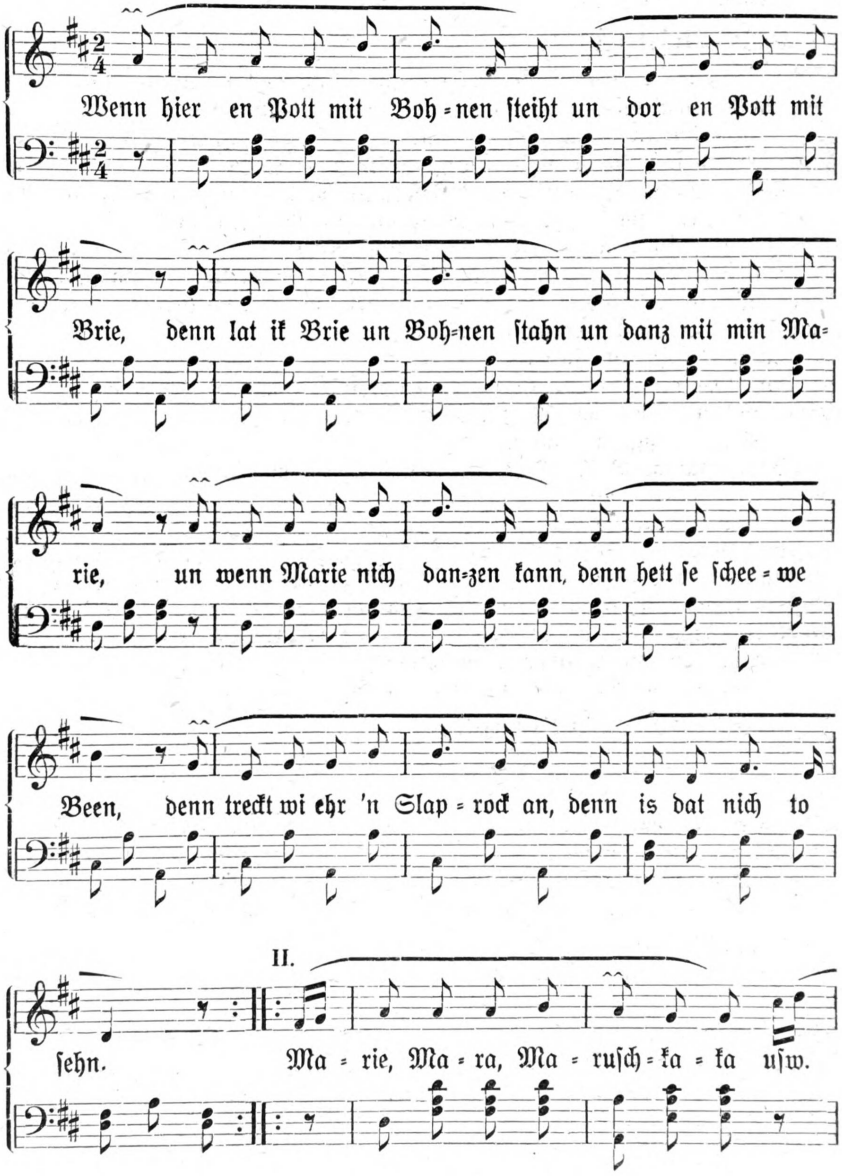
Den eenen gifft Gott Land un Sand,
Den annern gifft he 'n Stock inne
[Hand.

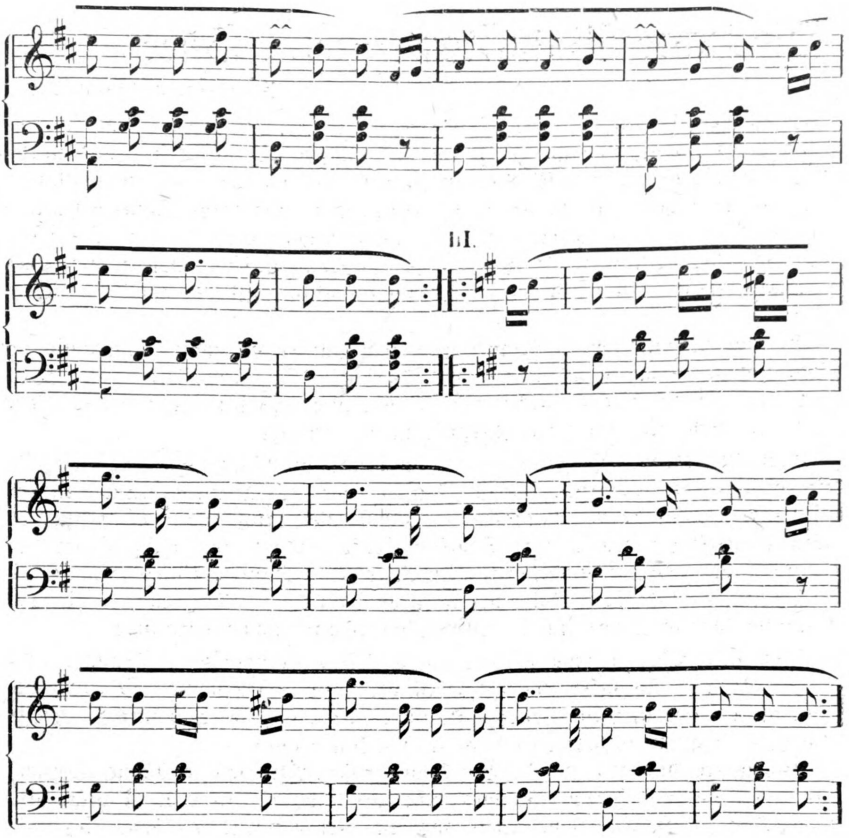
Kalffleeſch — Halffleeſch,
Hamelfleeſch — Damelfleeſch,
Aber uppen Oſſenbraden
Mutt man gode Frünn inladen.

Aus: Volks- und Kinderreime aus Lübeck und Umgegend. geſammelt von C. Schumann. Neu bearbeitet von Wilhelm Stahl. Gebr. Borchers 1921.

Bohnenpott.

I. Mäßig bewegt.





Ausführung: Herr und Dame reichen ſich die Hand, machen im erſten Takt einen Polkaſchritt vorwärts, ſtellen im zweiten einen Fuß vor und zurück, führen (unter Handwechſel und einer halben Drehung nach innen) im dritten und vierten Takt dasſelbe nach der entgegengeſetzten Richtung aus, tanzen dann vier Takte Polka und ſetzen dieſen Wechſel regelmäßig durch alle drei Teile fort.

Aus: **Niederdeutſche Volkstänze,** geſammelt, bearbeitet und im Auftrage des Schleswig-Holſteiniſchen Volksliedausſchuſſes herausgegeben von Wilhelm Stahl. Hamburg, Paul Hartung Verlag 1921. Preis 11 ℳ.

Leider ließen ſich die im Original ſehr ſauber geſtochenen Noten im Typenſatz nur unvollkommen wiedergeben; namentlich fehlt die Verbindung durch Querbalken.

Die lichte Wohnſtatt — eine Idee

Von Harry Maaß-Lübeck

Der Realiſt und der ja beſonders heute für die große Maſſe immer noch obenanſtehende Praktiker, — mögen ſich die weiſen und lauten Verkünder des „Möglichen“ drehen und wenden wie ſie wollen — jene Gemeinſchaft von Menſchen heranzubilden, auf deren Schultern allein die goldene Zukunft unſeres Volkes ſicher ruhen kann, iſt nur die Kunſt berufen, die Kunſt als Urzelle alles wahren künſtleriſchen Lebens, als Ausgangspunkt allen edlen, von feinem Gefühl und Geſchmack erfüllten Seins.

An hoher, vollendeter Technik und an nüchternem, wenn auch vollendet Praktiſchen, wächſt wohl äußerlicher Fortſchritt, ſattſame Sicherheit, Sattheit und Behaglichkeit, nicht aber ſeelenvolles gefühlerfülltes Menſchentum, in dem allein unſere Zukunft ſicher gründet.

Menſchwerdung, vielleicht, — nein nicht vielleicht, ſondern mit Beſtimmtheit die wichtigſte aller Fragen der Wiederaufrichtung unſerer Volkskraft, das große Menſchheitsproblem überhaupt, erfüllt ſich nur an leidenſchaftlicher begeiſterter Schaffenskraft. Wer wird, ledig dieſer Begeiſterung, dieſe Himmelsleiter intuitiven, leidenſchaftlichen Schaffens, noch an die Menſchheit Glauben nähren können?! Wer aber an ſie den Glauben verliert, hat ſich der Kraft der Führerſchaft entäußert.

Dom und Marienkirche ſind ſteingewordene Leidenſchaft, Drängen tiefſter innerſter Impulſe, hochaufgerichtete, himmelſtürmende Glaubensbekenntniſſe, Bekenntniſſe jenen Glaubens an eine Idee, nennen wir ſie Gottheit oder Menſchheit — das iſt letztlich eins.

Und heute, da es heißt, ein Volk dem großen Glauben zurückzugewinnen; gibt es etwas Größeres als das, daß wir uns mit unſeren Plänen und Gedanken, wenn auch weit über das uns heute vorgeſchriebene Ziel hinwegbegeben? Was tut es, wenn wir voraus eilen mit unſerem Geiſt, unſerem Drängen nach Erfüllung und Ausdruck, wenn wir Gedanken nähren und Wünſche, die vielleicht in Jahrzehnten zur Manifeſtierung gelangen, wenn wir prophetiſch vorausblicken und uns dabei frei fühlen von jenen Rückſichten, welche gegenwärtige Stunden als eherne Gebote uns auf den Leib ſchreiben? Es wäre unerträglich denken zu müſſen, daß dieſe Sehnſucht ſich nie erfüllen wird.

Gebiete leidenſchaftlicher geiſtiger Erhebung unſeres Volkes ſind gegenwärtig, allen anderen voran, die Siedlungen, die da vor den Toren, auch unſerer Stadt, langſam empor wachſen. Ja, ſie ſind Stätten geiſtiger, ſeeliſcher Erhebung und Vertiefung; denn ich ſehe mehr in ihnen als nur Selbſtverſorgergärten, ſchnell der Wohnungsnot ſteuernde Hauſungen bedrängter Stadtmenſchen. Das was an Wohnſtätten für unſere Mitmenſchen heute und in Zukunft entſteht — ſo hätte es ſein ſollen von jeher — iſt mehr, es iſt die Grundlage für die ſichere Entwicklung der Menſchen überhaupt. Und weil ſie beſtimmend, tonlegend iſt, dieſe neue Menſchen-

heimat, dieſes mit Liebe und jahrelangem Sehnen getränkte Heimat-Land, iſt wohl die Frage berechtigt, warum nicht mehr als ſeither die äußere Gewandung der Vollendung entgegengeführt iſt.

Wie anders wächſt ſchönes Menſchentum kraftvoll empor, als in Schönheit und in Leidenſchaft gezeugter Rhythmik? Am Unvollkommenen kann Vollkommenheit nicht werden, kann weder Begeiſterung noch Lebensbejahung, kann weder Glücksgefühl noch Daſeinsfreude lebendig werden. Ohne die Glut künſtleriſchen Schaffens, ohne jeden Ueberfluß an Schönem außer dem unbedingt Erforderlichen, zum Friſten des Lebens Notwendigen wären wir arm und müßten am Leben verzagen.

* * *

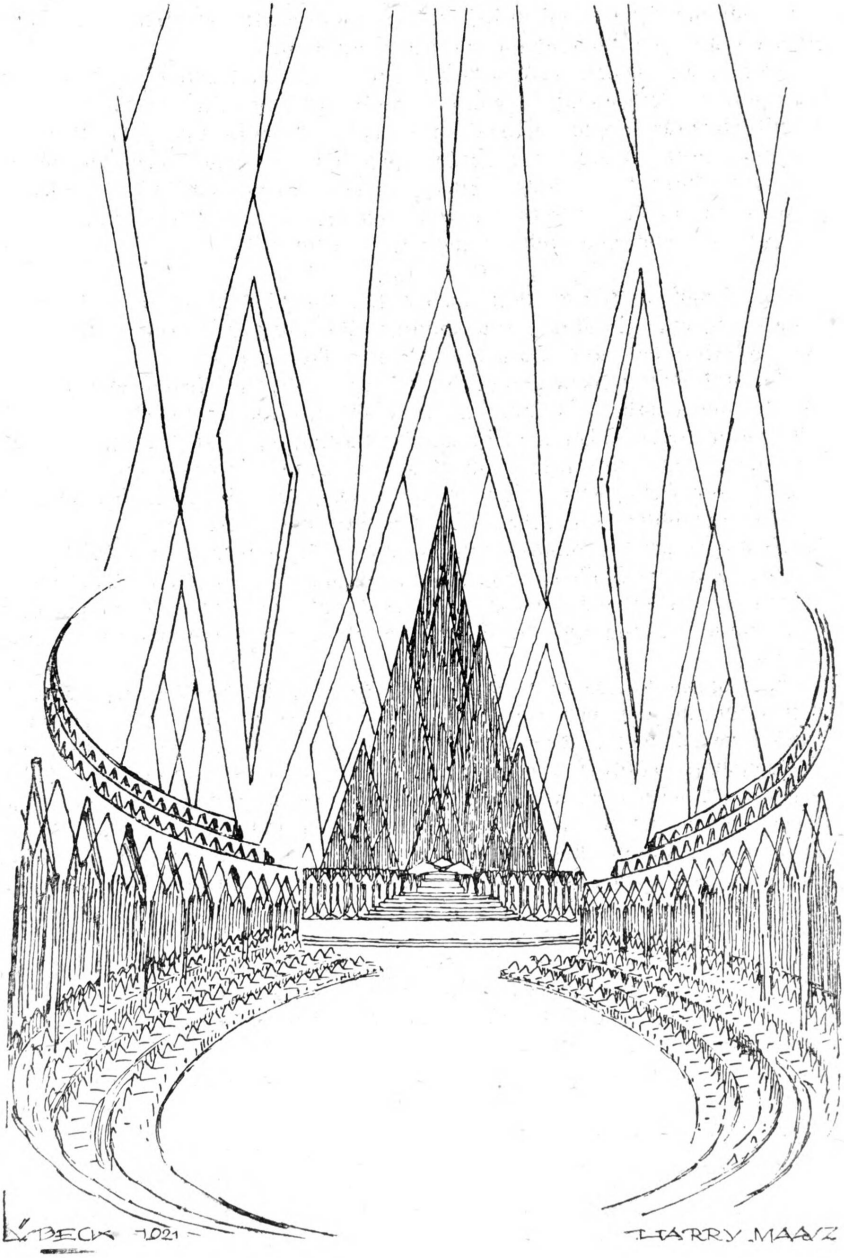
Im Südoſten Lübecks fügt ſich mählich ein Menſchenwerk in die Landſchaft ein, eine Siedlung, eine ſonnige Wohnſtatt der Muße und Arbeit, der Feierſtunden und Sorgen glücklicher Menſchen.

Da ſind die goldenen ragenden Türme unſeren Augen wie unſerem Herzen ganz nahe. Da umfängt ein Teil des Waſſerlaufes der Wakenitz mit ihrer tiefen Schönheit ein Stück urſprünglicher Landſchaft, urſprünglich noch trotz Feldkultur, trotz Nähe der Stadt, deren Häuſer ſchon mit Hecken und Feldgehölz ſpielen, trotz des wogenden Verkehrs feſtlicher, für einen Augenblick des Lebens Sorgen entlaſteter Menſchen.

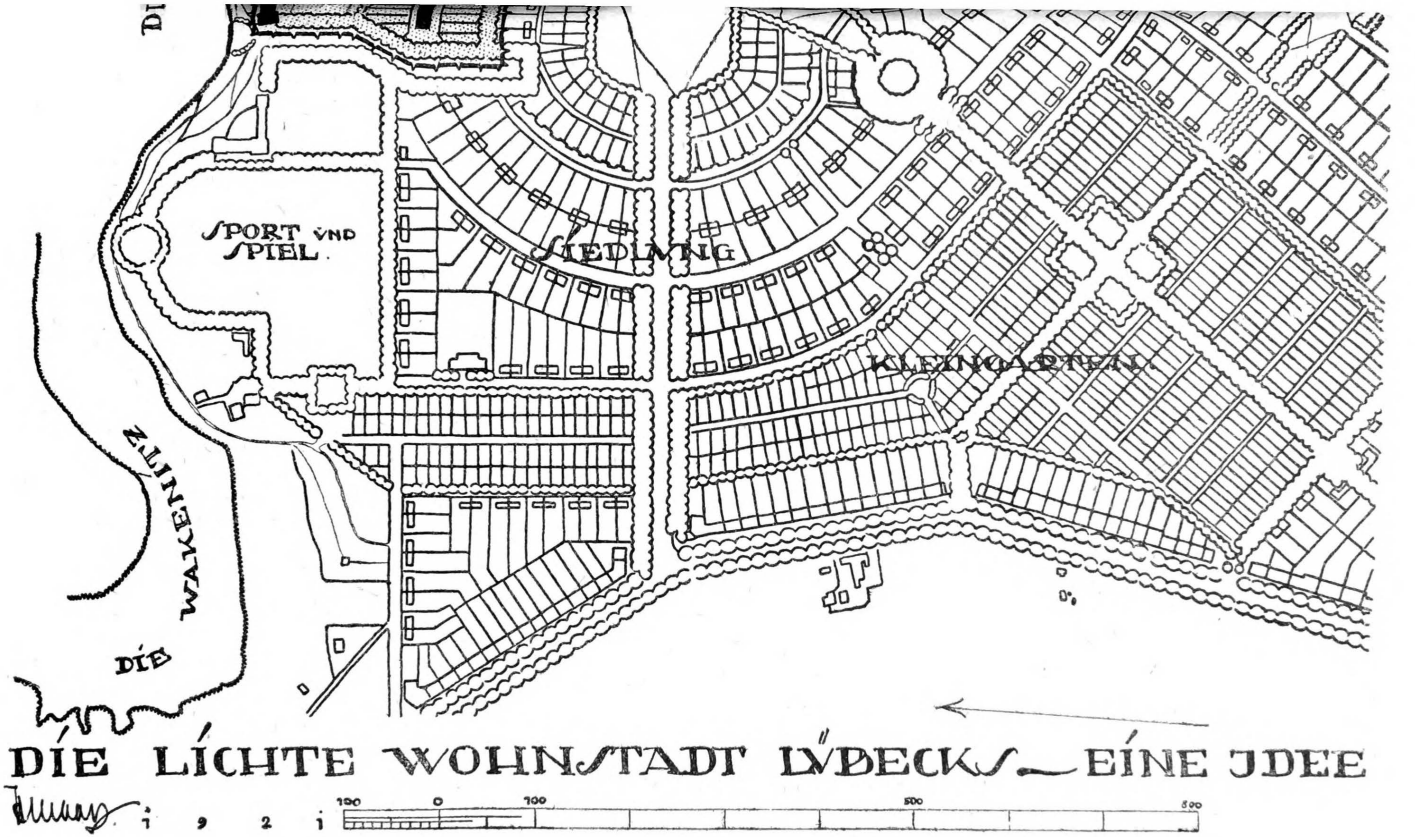
Es liegt noch der Hauch heimlich trauten Zaubers über dem Gebiet und es iſt, als ob die Schönheit dieſes zu Zeiten mit tiefträumender Melancholie erfüllten Erdenfleckchens dem ſonſt wohl üblichen, leider oft unbewußten Vernichtungsdrang auf die Natur losgelaſſener Menſchen heimlich Halt gebot.

Wer dieſes Auflodern durch Blütenkelche vergoldeter Wieſenniederungen im Frühling von den Höhen her ſah und erlebte, wem die Türme ſo nahe rückten, daß er den Pulsſchlag einer großen von Begeiſterung und Leidenſchaft erfüllten Vergangenheit — wie anders konnten dieſe Türme aus der Enge der Straßen und Häuſer ſo in den Himmel wachſen — mit dem eigenen und dem ſeiner Zeit im Gleichtakt ſchlagen fühlte, wer einmal erlebte wie in die Abenddämmerung hinein die Baummaſſen rieſenhaft wuchſen, dem wird bewußt, daß hier die Wege des rein praktiſch Techniſchen verlaſſen werden müſſen, daß vielmehr an dieſer Stelle das intuitive, impulſive Schaffen förmlich nach Erlöſung ſchreit.

In einer jener Stunden, da der Tag ſich zögernd mit der Nacht vereint, in jener phantaſtiſchen Stille, die eintritt, wenn es ſich hellt im Oſten, noch ehe die Helle über dem weſtlichen Horizont zu grauen beginnt, wenn das große Schweigen einſetzt, und die Sehnſucht über uns kommt, war es, da ſah ich Häuſer wachſen ringsum aus Kornfeld und Acker. Und die Häuſer waren ſchlicht, wie es die Zeit gebietet, ſtanden Schulter an Schulter im Innenring, rückten voneinander, je mehr ſie den Höhen zu anſtiegen. Und es blühte darum herum auf Rabatten und an Bäumen, ſchlohweiß und roſigrot, und Menſchen waren in den Gärten, junge und alte, bei Arbeit und fröhlichem Spiel; es ſchien ein großer Feſttag zu ſein, wie alle Tage feſtliche frohgemute Stunden bringen


LÜBECK 2021
HARRY MAAZ

DIE WAKENITZ
ÖFFENTLICHE ANLAGEN.
VOGELSCHUTZ GEBIET
WEIDE
STRAND
BADEANSTALT
WAKENITZ


SPORT VND SPIEL
SIEDLVNG
KLEINGARTEN
DIE WAKENITZ
DIE LICHTE WOHNSTADT LÜBECKS — EINE IDEE
1 9 2 1
100 0 100 500 800

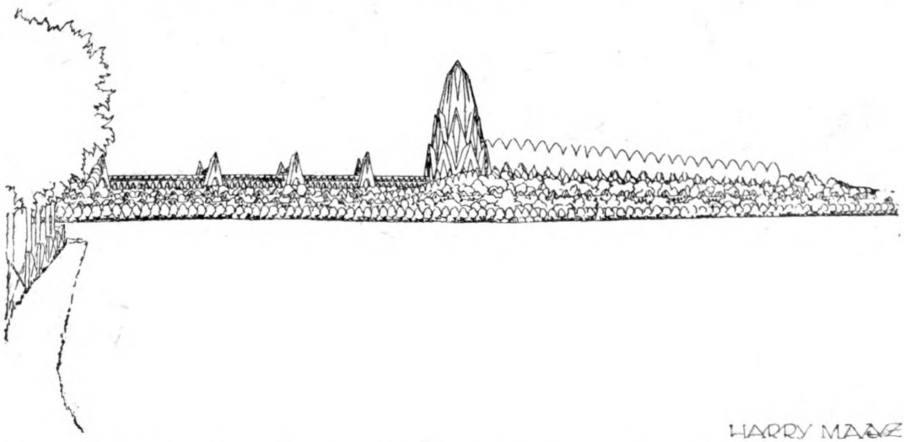
mußten in dieſem Bluſten und Blühen. Und da krönten Baumgänge die ſanft im Rund ſich kreiſenden Straßen und ein Blühen war in den Bäumen — brünſtige Stunden der Liebe Myriaden duftender Blüten, aus denen die Frucht ſich dehnt, wenn die Zeit der ſtillen Werdung ſich erfüllet. Und da auf den Höhen wuchſen grüne Dome aus Linden ins Licht, ließen die Höhen gewaltiger werden, floſſen als Alleen in rhythmiſcher Staffelung zur Niederung, kletterten an der Gegenſeite aufwärts — ein einzig großes Spiel des Großen und Erhabenen in Raum und Linie.

Im Niederungsgebiet die grüne Weide mit Muttertieren und Lämmern, am Ufer mit Schilf und grünendem Feldgehölz, mit Farben und Düften aus Blüten und Kelchen, frohgemute Menſchen, die der laue Tag aus der Stadtenge lockte: Dort in der Bucht die Badeanſtalt, dort der ſonnige Strand mit Booten und Kanus.

Und wieder waren es Gärten, die ich erblickte, ohne Wohngebäude, aber mit luſtigen Lauben beſtellt und mit grünen Hecken umgeben, und in den Gärten blühte es auch, und Menſchen arbeiteten darin, Menſchen der Stadt, die hier ihre Feierſtunden zwiſchen dem Keimen, Blühen und Reifen fanden.

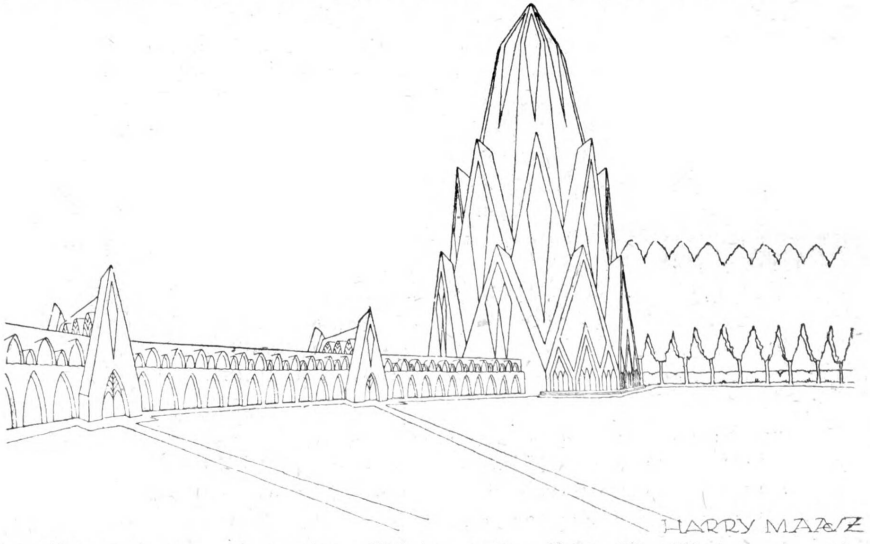
Aber da ſah ich noch etwas! Vor mir auf jenen Höhen des „Goldberges“, dahinter die ſieben Türme der Innenſtadt phantaſtiſch mit warnenden Fingern in den Himmel weiſen, wuchs und breitete ſich die lichte Höhe der Jugend. Ein Erziehungsheim werdender Menſchen „die lichte Schule“, eine Stätte, in der die Kraft aufblüht, Begeiſterung und Leidenſchaft für das Leben, in der die Seele wird und mit ihr der Menſch und aus dem Menſchen das goldene Menſchentum, ohne das wir vergeblich uns bemühen, ein neues in Sitte und Glauben ankerndes Volk zu gewinnen.

Der Rhythmus ſteigender Allee endet, gleichſam einen Markſtein bildend für unſere Wünſche, in einer ragenden ſtrahlenden Turmhalle der

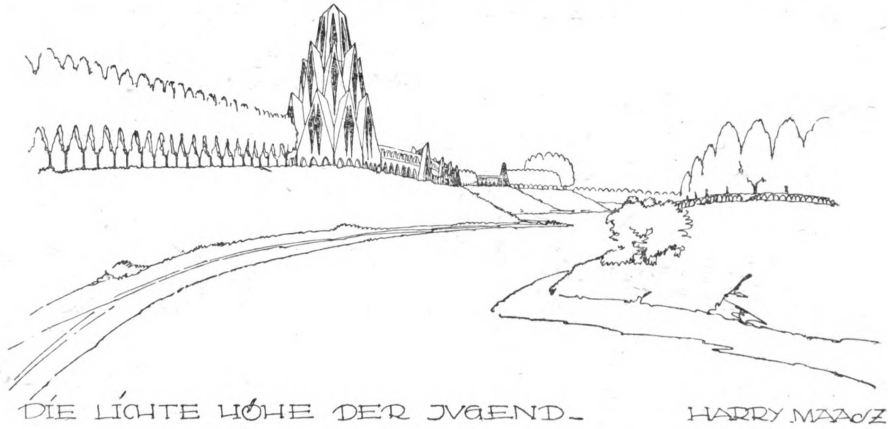


Sammlung, der Andacht, der Feiern und des Geiſtes. Hier reichen ſich alle Künſte die Hand, denn unter dem gewaltig nach oben ſtrebenden

Kuppelraum faſſen Ränge und Emporen eine andächtige Menge bei Aufführungen aller Art und feſtlichen frohen und erregten Feiern. Und die ſtrebenden Fenſter geben Gelegenheit zur Auswirkung prächtiger ſtrahlen-



der Glasmalerei, und an den Wänden wäre Platz für Skulpturen und Malerei. An der Stirnſeite, dem Eingang gegenüber aber ſtrebt zu



einem rhythmiſchen Bündel ſtrebender Pyramiden vereinigt, die gewaltige Orgel empor und pflanzt ſich im Raum, in Linien und Flächen fort.

Den freien Hof umgibt ein langgeſtreckter Bau mit Unterrichtsräumen und den Zimmern für Schüler und Lehrer. Sonnige Räume an ſonnigen Freiflächen. Vor dem Andachtstempel zur feierlichen Vorbereitung der

verſenkte Roſenhof mit leuchtenden Blütenbüſcheln auf Beeten, am Laubengang und an Hecken und dann folgen hintereinander Gärten für den Unterricht, für Verſuche und Gärten der Arbeit.

Leicht neigten ſich dieſe Stätten, ausdrucksvoll begleitet von Baumgang und Hecke zur Siedlung, dieſe nährend — gleichſam das in gedehnten Rhythmen pochende Herz des Organismus, der ſich Wohnſtätte der Menſchen nennt.

An der Gegenſeite aber breiten ſich, durch hohe grüne Alleen verbunden, die gleichſam die Architektur in die Weite tragen, Spielplätze aus und Sportflächen für das organiſierte, Körper und Nerven ſtählende Spiel.

Soll das alles nur Viſion bleiben, Traum, Phantaſterie? Darüber man lächelt und die Achſeln mitleidig hebt und ſenkt? Ach ja, man lächelt ja leider ohnehin zu viel über den Idealiſten, über den Künſtler und Phantaſten!

Aber ich glaube an eine Zeit ſeeliſcher Hochgeburt ſo ſehr, wie ich ſicher daran glaube, daß dieſe alle tiefen Volkswerte vernichtende Realiſtik, dieſer himmelſchreiende Materialismus dermaleinſt zerſchellen wird an einem ſtarken von Sentimentalität entſchlackten Idealismus, der, Raum und Zeit überwindend, uns befreit von den lähmenden Feſſeln der Engherzigkeit und des Nur-Verſtandesmäßigen, höchſten Zielen zuſtrebt. Allerdings iſt dazu andere Führerſchaft nötig als die der immer wieder und beſonders heute ſtark mit Aengſtlichkeit und Erwägungen genährten Bürokraten.

Aber, daß ſie kommen wird, dieſe Zeit, daran zu glauben ſchon, iſt ein unſchätzbarer Beſitz. Allein die Hoffnung darauf gibt dem Künſtler Lebensmut und Schaffensſchwung.

Das Schulheim

Von Hugo Schomburg

Auf dem Hügel, der die ganze Siedlung beherrſcht, ragt der gewaltige, ſtolze Bau des Schulheims empor. Auf ihn werden unwillkürlich die Blicke gezogen wie auf den geiſtigen Mittelpunkt und den Hort der Zukunft. Zu ihm ſchaut der Arbeiter freudig auf, wenn er abends von ſeinem Tagewerk heimkehrt, auf ihm ruht das Auge des Gärtners, der ſeine Bäume und Sträuche pflegt und formt. Auch dort oben, hinter dem grünen Dach der Laubgänge, wächſt und ſprießt verheißungsvolles Leben. Nur wird, was ſich dort zum Licht emporringen will, nicht durch gewaltſame Eingriffe beſchnitten und in eine vorher beſtimmte Form gebracht, ſondern es kann ſeine kräftigſten und edelſten Triebe in Freiheit zur reinen Blüte entfalten.

Eine Ausleſe der männlichen Jugend vom vierzehnten bis zum achtzehnten oder zwanzigſten Lebensjahre hat dort ihre Heimſtatt. Nachdem ſie ſich im Elternhauſe unbewußt nachahmend entwickelt und in der Vorbereitungsſchule Gelegenheit gehabt hat, ihr Gedächtnis zu üben und ſich an allem Schönen zu erfreuen, ſoll ſie ſich nunmehr nach einer Zeit der

Selbſtbeſinnung in die große Lebensgemeinſchaft als Führer einordnen. Staunend entdeckt in dieſem Lebensabſchnitt der Knabe um ſich herum eine ganz neue Welt, in der er ſich nicht zurechtfinden kann, ſieht das Rätſel des andern Menſchen, der ihm ähnlich und doch weſensfremd iſt, fühlt erſchauernd die ſinnverwirrende Macht des andern Geſchlechts, das er noch kurz vorher verächtlich-trotzig gemieden hat, und eine Ahnung von dem Werden in der Natur, im Weltall, ſteigt in ihm auf. Ratlos ſteht er dem Unbekannten, das auf ihn einſtürmt, gegenüber, und er bedarf des Führers, der ihm einen Weg aus all den Nöten heraus zeigt. Er wird ihm um ſo williger, begeiſterter folgen, wenn jener noch kein fertiger, abgeſchloſſener Menſch iſt, der das ſtarre Geſetz aufſtellt, ſondern ein ſuchender, ringender, irrender. Nur ſo wird ſich der Führer in jugendliches Empfinden hineinverſetzen und den ihm anvertrauten Zöglingen menſchlich nahe genug treten, um mit ihnen gemeinſam zu wachſen und zu reifen. Nur ſo wird zwiſchen beiden unbedingtes Vertrauen herrſchen, die Vorbedingung für Offenheit und Wahrhaftigkeit in allen Lebensfragen. Nur ſo werden alle Hemmungen ausgeſchaltet, die heute noch durch die Familie, die Schule, das Leben mit ihrem Zwang und ihren Halbheiten in die Jugenderziehung eingreifen und oft verhindern, daß ſich das Göttliche im Kinde entwickle.

Man wird alſo die Kräfte der Selbſterziehung bis zu ihren letzten Folgerungen wirken laſſen. Nicht ſo, daß die jungen Menſchen, wie in der ſogenannten Schülerſelbſtverwaltung, in gewiſſen Aeußerlichkeiten zur Selbſtbetätigung und zur Entlaſtung für die Lehrerſchaft herangezogen werden. Sie werden vielmehr in den weſentlichen Fragen nach freier Selbſtbeſtimmung und vor eigener Verantwortung ihr Jugendleben geſtalten dürfen. Derart auf ſich ſelbſt geſtellte Jugend kann erſt alle geſunden, ſtarken Keime und Anlagen entfalten und wird nicht durch Einflüſſe von außen in eine ihrem Weſen fremde Richtung gedrängt. Wir leiden an den allzuvielen, die nicht zu einheitlichen Perſönlichkeiten werden können, die nicht erkennen, wo ihre Lebensaufgabe liegt, und die dann der unüberbrückbare Widerſpruch zwiſchen innerer Berufung und äußerem Beruf gerade in den ſchöpferiſchen Mannesjahren lähmt. Soll innere Wahrhaftigkeit das Kennzeichen für unſer Volkstum werden, dann müſſen wir den Mut haben, die Jugend zu entfeſſeln. Es geht heute unerſetzliche Kraft durch die Reibung zwiſchen Erziehern und Erzogenen, durch verſteckten und offenen Widerſtand verloren. Sie ſollte vielmehr zu froher gemeinſamer Arbeit zuſammengefaßt werden.

Im Brennpunkt der Jugenderziehung ſteht das Führertum. Wollte man den Knaben und Jüngling hilflos ſich ſelbſt überlaſſen, ſo würde man Verwilderung und Zuchtloſigkeit heraufbeſchwören. Der Führer ſei das leuchtende Vorbild, um das ſich eine Schar von höchſtens zwanzig Jugendlichen zu einer Gemeinſchaft zuſammenſchließt. Die heutige Schulklaſſe, worin der Klaſſenleiter nur als einer von einer Anzahl von Fachlehrern unterrichtet, und die man alljährlich einmal nach dem Maßſtabe des Wiſſens auseinanderreißt, erſteht in neuer Geſtalt. Der Fachlehrer

91 wird durch den Klaſſenlehrer und Führer abgelöſt. Mögen auch wirklich die Fachlehrer unſerer höheren und Hochſchulen die deutſche Wiſſenſchaft auf eine überragende Höhe gebracht haben, ſo ſind ſie doch mitſchuldig daran, daß weite Forſchungsgebiete ohne Beziehung zum Leben geblieben und bei den Schülern wertvolle Seelenkräfte verkümmert ſind. Lehre und Leben werde zur Einheit! Der Führer, der in ſeiner Perſon dieſe Vorausſetzung erfüllt, iſt das Mittel dazu. Ihn braucht die Jugend, nach ihm ſehnt ſie ſich, zu ihm möchte ſie gläubig aufſchauen, und nur weil unter den Lehrern kaum Führer zu finden ſind, gerät ſie unter den Einfluß von Verführern, die wir in der alten Schule ſtets vergeblich bekämpfen. Ein hohes Maß von vielſeitiger wiſſenſchaftlicher und innerer Bildung, von Hingabe und dauernder Selbſterziehung verlangen wir von dem rechten Führer. Das Leben mit der Jugend darf ihm kein Opfer, ſondern muß ihm tiefſtes Bedürfnis ſein. Er ſteht ſeiner Gefolgſchaft den ganzen Tag zur Verfügung, denn ein großer Teil der Schüler wohnt im Schulheim, und die Jugend iſt anſpruchsvoll, will den ganzen Menſchen und läßt ſich nicht mit ein paar Unterrichtsſtunden abſpeiſen. Nur wer innerlich jung iſt, ſich geiſtig geſchmeidig und anpaſſungsfähig erhält, iſt den Anſprüchen, die an den Führer geſtellt werden, gewachſen. Dafür wird er zu einer Zeit, wo der Nurſchulmeiſter längſt verknöchert iſt, durch den dauernden, auch für ihn erziehlichen Umgang mit ſeiner Jugendgemeinſchaft ſich jugendliche Friſche bewahrt haben. —Der Prüfſtein aber für ſeine Eignung zur Führerſchaft wird ſein, ob er das, was er lehrt, im eigenen Leben zu verwirklichen die ſittliche Kraft hat, oder ob er es bei den Worten bewenden läßt. Was fruchten uns alle ſittlichen Einſichten, wenn ſie nicht zur Tat werden! Wir müſſen uns von dem Wahn freimachen, als ob wir durch Worte Menſchen bekehren könnten. Nur die Tat, der Idealismus der Tat, überzeugt und weckt Nacheiferung. Die kommende Jugend ſoll nicht von ſozialen Pflichten reden, ſondern aus innerem Drang ihr Leben in den Dienſt der Allgemeinheit ſtellen. Wem in der Jugend der Verzicht auf die hohlen, unjugendlichen Genüſſe, denen heute nachgejagt wird, zur ſelbſtverſtändlichen Gewohnheit geworden iſt, wird als Mann ſeine Handlungen viel eher unter den Geſichtspunkt ſtellen: kann ich ſie vor mir und meinen Mitmenſchen verantworten? So erzogene Menſchen werden die Träger der Volksverſöhnung. Aus allen Schichten der Bevölkerung hervorgegangen, werden ſie dereinſt führend in allen Berufen ſoziale Geſinnung durch das Beiſpiel ihres Lebens vertreten.

Von dem Lehr- und Stundenplan wird der flüchtige Beſucher des Schulheims nur wenig entdecken. Da dem Klaſſenlehrer die Ausbildung ſeiner Jungen faſt ausſchließlich anvertraut iſt, ſo kann er getroſt einmal längere Zeit hindurch ſich mit ein und demſelben Stoff beſchäftigen. An dem Geiſt ſeiner Klaſſe wird der Kundige erkennen, ob es ihm gelungen iſt, ſie in ihrer Entwicklung zu fördern. Am Schluß der Schulzeit droht ja keine feierliche Prüfung, die ein Mindeſtmaß von Kenntniſſen vorausſetzen, und auf die der Unterricht zugeſchnitten ſein müßte. — Das Schwer-

gewicht des Unterrichts ruht durchaus auf den ethiſchen und hiſtoriſchen Fächern. Wir haben viel zu viel koſtbare Zeit auf das Erlernen der alten Sprachen verſchwendet, haben damit unzähligen deutſchen Jungen die Jugendfreude genommen und ihre Entwicklung gewaltſam verkümmern laſſen. Mag man das, was noch Wert für uns hat, aus Ueberſetzungen kennen lernen! Dasſelbe gilt von den neueren Sprachen, deren erziehliche Bedeutung zu fraglich iſt, als daß wir die Jugend damit belaſten dürften. Aus dem gleichen Grunde muß Mathematik als Unterrichtsfach ſtark eingeſchränkt werden. Wer dieſe Lücken für einen Mangel hält, hat auf Fachſchulen Gelegenheit, ſie auszufüllen. Rückſichten auf die praktiſchen Lebensnotwendigkeiten dürfen den Erziehungsplan nicht beſtimmen. Nicht das iſt ausſchlaggebend, was das Kind im wirtſchaftlichen Kampfe ſpäter einmal nötig haben könnte, ſondern was die Fackel des Geiſtes in ihm entzündet, in ihm Begeiſterung für alles Gute, Schöne, Erhabene weckt, eine tiefe Ehrfurcht vor dem Unfaßbaren in der Menſchenſeele und im Weltall.

Unſer germaniſches Schrifttum bietet, zwar in ſeinen früheſten Anfängen noch nicht ſo abgeklärt und reif wie die klaſſiſchen Werke des griechiſchen Altertums, doch eine Fülle der Stoffe, die zum Herzen deutſcher Jungen unmittelbar und eindringlich ſprechen. Deutſches Weſen, deutſches Volkstum mit ſeinen ſtarken und geſunden Zügen, aber auch mit ſeinen verhängnisvollen Schwächen ſoll unſrer Jugend klar vor Augen ſtehen. Darum wird auch dem Geſchichtsunterricht ſoviel Bedeutung eingeräumt werden, daß die Zeiten völkiſcher Erhebung und die Gründe für den Niedergang eingehend an der Hand von Quellen gewürdigt werden können, ebenſo die wirtſchaftlichen Zuſammenhänge, Kunſt- und Kulturgeſchichte. Eine durch häufige Wanderungen vertiefte Heimatkunde wird ſich allmählich über das ganze deutſche Sprachgebiet erſtrecken und die Erdkunde des Auslandes nur ſo weit heranziehen, wie ſie zum Vergleich nötig iſt und zu uns in Beziehung ſteht. — In Religion und Philoſophie wird jeder Führer ſein Beſtes, aus der Tiefe ſeines Erlebens geſchöpft, hergeben, weniger im Rahmen eines beſonderen Unterrichts als in weihevollen Augenblicken, z. B. wenn das Abendrot die Türme der Stadt vergoldet und die Klaſſengemeinſchaft um ihren Führer herum gelagert, in Andacht verſunken, jedes Wort aus ſeinem Munde wie eine Offenbarung aufnimmt. — Die Naturwiſſenſchaften werden, ſtatt auf die Einprägung von Tatſachen, Formeln und Geſetzen Bedacht zu nehmen, in den jungen Forſchern ein ehrfürchtiges Staunen über die Wunder in der Natur wachrufen.

Durch den ſinnvollen Aufbau der ganzen Schulgemeinde, in der ſich jeder als ein helfendes Glied fühlt, wird der erſte Grund für die ſtaatsbürgerliche Bildung gelegt. Jede Klaſſe wählt ihren Vertrauensmann oder Sprecher. Da ſich die Mitſchüler nicht einſeitig von den Klaſſenbänken her, ſondern aus den verſchiedenſten Lebenslagen kennen lernen, ſo werden die Großſprecher bald entlarvt ſein und nur die wirklich gediegenen Kameraden ſich das Vertrauen verdienen. Eine ſo zur Beobachtung an-

geleitete Jugend wird auch ſpäter nicht blindlings falſchen Propheten folgen, ſondern erſt prüfen. Die Vertrauensleute bilden zuſammen mit der Lehrerſchaft den Schulausſchuß. Geheimer Verhandlungen der Schüler unter ſich bedarf es nicht mehr, da zwiſchen Lehrern und Schülern rückſichtsloſe Offenheit herrſcht. Alle großen Fragen, die Wohl und Wehe der ganzen Schule angehen, werden in der Verſammlung der ganzen Schule behandelt. Doch wird es nur ſelten dazu kommen, weil die Beſchlüſſe des Schulausſchuſſes gewöhnlich von der übrigen Schülerſchaft anerkannt werden. — So wächſt der Jüngling zunächſt in den Organismus der Schulgemeinde hinein und fügt ſich nachher viel leichter in die größere Gemeinſchaft ſeiner Erwerbsgruppe und in die höchſte des Staates ein.

Wenn ſich einerſeits alle Fächer von der Ueberſchätzung des Wiſſens, an der unſere Lernſchulen kranken, fernhalten und ſich vornehmlich an den Willen und das Gemüt wenden, ſo muß man anderſeits einer Unterſchätzung des Handwerks und der Handfertigkeit vorbeugen. Dazu dient die Arbeit in allen Arten von Werkſtätten, die das Auge ſchärft für die Gediegenheit des Stoffes und ſchöne Formenſprache. In Verbindung mit einem Zeichenunterricht, der höchſte Anforderungen ſtellt, und mit regelmäßiger Uebung im Betrachten von Kunſtwerken wird gerade dieſe Arbeit die wirkungsvollſte Waffe im Kampfe gegen Schund und Ungeſchmack ſein.

Für die körperliche Ausbildung ſtehen geräumige Spielplätze zur Verfügung, auf denen ſich die Jugend nach Herzensluſt tummeln kann. Freilich wird es nicht der Sportbetrieb ſein, der heute vielleicht nötig ſein mag, um die Schäden einer jahrzehntelangen Vernachläſſigung und Verkümmerung in Mietskaſernen gleichſam durch ein Gewaltmittel wieder gutzumachen. Bringt man die Jugend in eine natürliche Umgebung, haben die Führer erſt alle eine hohe Auffaſſung vom adligen, ſchönen Körper, dann bedarf es des Aufpeitſchens bis zum letzten Hauch und der peinlich gemeſſenen Höchſtleiſtungen nicht mehr. Dazu iſt der menſchliche Körper ein viel zu fein abgeſtimmtes Kunſtwerk. Man wende nicht ein, daß dann die Jugend wieder verweichlichen würde. Nein, wie in den wiſſenſchaftlichen Fächern, ſoll ſie auch hier lernen, ſtramme Selbſtzucht zu üben, und ſich etwas Tüchtiges zumuten, auf herzhafter Wanderung mit ihren Mühſalen und Entbehrungen, auf Ruderfahrten über die deutſchen Flüſſe und Seen, beim Eislauf, Schwimmen, Dauerlauf, Springen und Ringen. Der täglichen lehrplanmäßigen Turnſtunde wird man getroſt entraten können, denn die reichlich bemeſſene Freizeit werden die Knaben aus eigenem Antrieb, leicht bekleidet oder nackt, mit ihrem Führer auf den Spielplätzen, im Luftbad, am Waſſer oder bei der Arbeit in den Schulgärten verbringen. Auch in den kritiſchen Jahren, wo viele unſrer Oberſekundaner und Primaner die Luſt an Leibesübung verlieren, um ſie faſt nie wieder zu gewinnen. Wenn dem heranwachſenden Jüngling Körperkultur zur unentbehrlichen Gewohnheit geworden iſt, wird er ſie auch als Mann betreiben und ſeine Kinder ſelbſt dazu anleiten. Was aber von dem übrigen Unterricht gilt, muß vom Turnen

ganz beſonders gefordert werden: es ſoll Freude, echte Jugendfreude auslöſen und dadurch den Zwang überflüſſig machen. Das Ziel iſt zu erreichen, wenn nur der Lehrer als Vorbild vorangeht und der jungenhafte Tatendrang ſich auf jede mögliche Weiſe auswirken kann.

Sollen auch Mädchen in das Schulheim aufgenommen und gemeinſam mit den Jungen erzogen werden? Wir glauben, daß der Knabe in den ſogenannten Flegeljahren triebmäßig und unbewußt das andere Geſchlecht ablehnt und zur Knabenfreundſchaft neigt. In dieſer Zeit iſt ſeine ganze körperliche und geiſtig-ſeeliſche Einſtellung ſo jungenhaft, derb und ungeſchlacht, daß er einer gerade für dieſen Zuſtand berechneten Leitung bedarf, die für die Mädchen nicht taugen würde. An dem Führer liegt es, da, wo heute Elternhaus und Schule verſagen, als Helfer ſeinen Jungen beizuſtehen. An ihn wenden ſie ſich mit ihren bangen Fragen, die aus der geſchlechtlichen Not geboren ſind, und er wird wie ein älterer Freund und Bruder bis zu den tiefſten Gründen darauf eingehen. Von einer bloß verſtandesmäßigen Aufklärung, die das Wollen nicht beſtimmt, verſprechen wir uns nichts. Man ſtelle durch vielſeitige Beziehungen Selbſtzucht und gute Gewohnheiten her! Darum ſollen die Geſchlechter keineswegs ängſtlich geſchieden werden, vielmehr bei paſſenden Gelegenheiten zuſammenkommen, bei Feſten, Schulfeiern und Unterhaltungen im Schulſaal oder auf grünem Raſen. Dort mögen ſie in einer echt jugendlichen, von künſtlichen Rauſchmitteln nicht geſtörten und verunzierten Geſelligkeit bei Geſang, Aufführungen, Spiel und Volkstänzen vereint ſein. Die reifere Jugend unternehme auch gelegentlich gemeinſame Ausflüge, auf denen der falſche Zauber am eheſten zerfliegt und der Verkehr der beiden Geſchlechter wie im Wandervogel auf einen kameradſchaftlichen, natürlichen Ton geſtimmt ſind. Schlummernde erotiſche Regungen ſollen keineswegs unterdrückt werden, ſondern werden am eheſten durch die Achtung vor dem andern Geſchlecht geſunder und klarer. Rein ſein und reif werden, wird es hier vor allem heißen. Einer ſpäteren Zeit mag es einmal überlaſſen bleiben, Jungen und Mädchen, Lehrer und Lehrerinnen in ganz kleinen Schulgemeinden zu vereinen, die dann die organiſche Fortſetzung der Familienerziehung bilden.

Die richtige Einſtellung zum andern Geſchlecht wird eine Brücke ſein, auf der ſich der Jüngling in die Umwelt und die ſoziale Gemeinſchaft hineinfindet. Er wird erkennen, daß ihn mit den andern Weſen, die ihm zuerſt fremd und feindlich erſchienen, etwas Gemeinſames, ſei es Mitleid oder Liebe, zu einer Einheit verbindet, daß im Grunde das Du ſein Ich iſt. Auf dieſer Erkenntnisſtufe iſt die Gefahr einſeitiger Perſönlichkeitskultur mit ihrem geiſtigen Dünkel und ihrer Selbſtüberſchätzung überwunden. Der Erzieher, der dies Ziel erreichen will, muß einen unerſchütterlichen Glauben an die Jugend haben, muß ſie uneigennützig als eine dem Alter gleichberechtigte Entwicklungsſtufe anerkennen, muß darüber wachen, daß ſie frei von verbildendem Zwang ſich ihr Jugendleben ſelbſt geſtalten kann. — Soll das hier entworfene Bild ein Luftſchloß bleiben, das nie in Wirklichkeit erſtehen kann? ſo wird der Zweifler

fragen. Ihm ſei entgegnet, daß die weſentlichen Züge des Zukunftsbildes dem Leben entnommen ſind. In der Jugendbewegung, der freien Schulgemeinde, in Landerziehungsheimen und einzelnen Volkshochſchulen ſind ſchon lange jene Grundforderungen erprobt. Es iſt an uns, alles, was ſich dort bewährt hat, entſchloſſen zuſammenzufaſſen und eine neue Jugenderziehung darauf aufzubauen.

Volksſchauſpiele

Von Julius Havemann

Die vom Standpunkte des Kunſtfreundes ebenſo wie von dem des Volksfreundes höchſt anfechtbaren Darbietungen der meiſten Theater im Reiche, vorzüglich der reichshauptſtädtiſchen, die ſich nach dem Urteil Einſichtiger unter dem neuen Regiment nur immer kläglicher geſtaltet haben ſollen, haben nach und nach viele Freunde dramatiſcher Dichtung und ihrer ſchauſpieleriſchen Verkörperung aus den Theatern vertrieben. Die Zuſchauerräume füllt heute ein anderes Publikum mit anderen Bedürfniſſen als dereinſt, und eine ideal geſinnte Schauſpielleitung hat einen ſchweren Stand. Wo ſie den Wünſchen ihrer jetzigen Gönner Rechnung zu tragen ſich gezwungen ſieht, dürfte ſie bald genötigt ſein, für dieſe ſehr mit ſich ſelbſt zufriedenen Leute, die Sichamüſieren für Leben nehmen, deren Bildung man in Gänſefüßchen ſetzt oder mit einem „ü“ ſchreibt, und die verlangen, daß die Welt ſich um ſie drehe, nur noch das Genre der „Scheidungsreiſe“ und der „Zwangseinquartierung“ zu pflegen. Dazu kommen — und das gilt auch für das Lübecker Stadttheater, das ja ſonſt eine rühmliche Ausnahme bildet — die nachgerade nur noch für Kriegsgewinnler erſchwinglichen Preiſe, deren abſtoßende Wirkung dadurch nicht geringer zu werden pflegt, daß man ihre fortdauernde Erhöhung mit dem Hinweis zu rechtfertigen liebt, anderswo ſeien die Plätze noch viel teurer. Die ſogenannten „Maſſenabonnements“, durch die man Abhilfe zu ſchaffen bemüht iſt, in der Meinung, daß ein Kulturinſtitut anſtandshalber nicht ganz auf die Teilnahme der Intelligenz verzichten ſollte, erweiſen ſich eben nur als eine verſteckte Rationierung des Theaterbeſuchs, als eine Aufhebung der freien Wahl zu Gunſten einer Geiſtes- und Geſchmacksuniformierung oder -nivellierung. Zumal da, wo der Preis für ein Vollabonnement nicht bezahlt werden kann. Es wird nach dem Gerundivum angetreten, damit jeder zur beſtimmten Stunde eine Portion ſaft- und kraftvollen „Hebbel“ in einer für jeden Hinz in gleicher Weiſe wie für den geiſtig Anſpruchsvollſten abgemeſſenen Abwechſlung mit etwas vertrocknetem „Ibſen“ und einigen dünnen Knochenſüppchen von X und Y entgegennehme, und an hohen Feſttagen für einen geſchenkten (aber natürlich auch ſelbſt bezahlten) „Goethe“ oder „Strindberg“ über das Wohlwollen der hochweiſen und allergnädigſten Vormünder in Rührung zerfließe. Wem's Spaß macht, der laſſe ſich's gefallen. Wo kann denn Freiheit exiſtieren als im Geiſte und unter den Geiſtern? Da, wo man Mein und Dein und Mir und Mich nicht unterſcheiden kann,

dürfte dieſe Freiheit kaum vermißt werden. Jedenfalls aber ſoll man ſie da, wo man um den Beifall dieſer Herrſchaften buhlt, nicht ſuchen.

Wo ſich ein Bedürfnis geltend macht, da entſteht auch alſobald eine Bewegung, die darauf aus iſt, es zu befriedigen. Auch der Ruf nach einer Schaubühne, die den Minderbemittelten und doch das Vollkommene Verlangenden Erhebung und Läuterung bringt, fand Gehör und verſtändnisvolles und tatkräftiges Entgegenkommen. Und zwar von ſeiten talentierter Nichtzünftiger. Unternehmende Männer und Frauen ſammelten Befähigte unter den Studierenden, den Schülern, im Volk zu einzelnen Geſellſchaften, deren Stamm ſich in den berührten Städten leicht aus Dilettantenkreiſen ergänzende Beihilfe heranziehen wird. Dieſe machten ſich mit Eifer an das ſchöne Werk — und wir haben eine neue Art der Schaubühne. Wenn man nicht richtiger ſagen muß: eine alte, die ſich überlebt zu haben ſchien, erwies ſich als fähig, noch einmal uns zu Nutz und Frommen junges eigenartiges Leben in ſich aufzunehmen.

Selbſtverſtändlich denkt niemand unter den Darſtellern daran, mit den Berufsſchauſpielern zu konkurrieren, deren künſtleriſche Aufgabe zumeiſt eine völlig andere iſt. Es handelt ſich um einen Erſatz der Gebiete, aus denen man ſeine Vorwürfe holt, und der dadurch bedingten Kunſtformen. Das ſeeliſche Erleben und die ſeeliſche Entwicklung werden erſetzt durch die ſinnvollen bildhaften Vorgänge. Eine Kunſt, wie ſie hier geboten wird, iſt das Volk in allen ſeinen Schichten aufzunehmen imſtande. Sie iſt eindringlich genug, um es in ſeinen Tiefen anzupacken und aufzurühren, und ſie iſt gewillt, aus einer dumpfen und dunklen Gegenwart mit ihrer geiſtigen Verblödung und ihren Rauſchzuſtänden vermittels einer kraftvollen und geſunden Einwirkung auf die Sinne aufrüttelnd emporzuheben in eine lichte Zeitloſigkeit, Verzweifelnden Erlöſung, Seelenruhe und Heiterkeit zu bringen und zu freien ſchönen Ausblicken zu geleiten, wo man ſich wieder auf den Sinn des Lebens beſinnen kann.

Aus ſolchen Betrachtungen ergibt ſich für den, dem die Wiedergeſundung unſeres Volkes am Herzen liegt, die hohe Bedeutung der Laienſchauſpiele, wie ſie uns Lübeckern durch die Truppen Gümbel-Seilings und Haaß-Berkows vorgeführt wurden, von ſelbſt. Es öffnet ſich hier in der Tat ein Jungbrunnen, eine Kraftquelle zum mindeſten für alle diejenigen, die die Macht des Schauſpiels auf ihr Innenleben je an ſich verſpürt haben und die dieſer Wirkung entſprechend den Wert und Unwert der Bühnenkunſt überhaupt einzuſchätzen pflegen.

Das äußerlich zunächſt hervortretende Merkmal dieſer Truppen iſt der Verzicht auf faſt alle nicht an der Perſon des Schauſpielers haftenden Hilfsmittel bei ihren Aufführungen. Dekoration und Bühnenrequiſiten fehlen ganz oder ſind auf das allerunerläßlichſte beſchränkt worden. Eine vorhandene Säule wird zum Baum, ein Würfel zum heiligen Grabe, zum Hölleneingang, wie er andererſeits wieder zu nichts als zum Sockel für den Aufbau des Gruppenbildes dienen kann. Die Truppen erhalten dadurch eine große Beweglichkeit, die es ihnen ermöglicht, ihre Kunſt heute hier — morgen dort zu zeigen und ihr Podium überall da aufzuſchlagen,

wo man ſie willkommen heißt und ihnen den ſtimmungfördernden Raum überläßt, den die beſondere Eigenart der für die Darſtellung ausgewählten Stücke immerhin fordert. Denn die Umgebung, in die ſich auch die Zuſchauer zum mindeſten nicht ſtörend eingliedern ſollen, um beſtenfalls mit den Spielern zu einer Einheit zu verſchmelzen, erſetzt die Dekoration, die eine Welt für ſich umgrenzte, die jene Bretter jenſeits der Rampen erſt die Welt bedeuten ließen. Hier wird die Umgrenzung um alle, die da ſpielen und die da aufnehmen, in gleicher Weiſe geſchlungen. Die Welt, in die ſie alle ſich zurückziehen wollen, iſt tatſächlich vorhanden und zwar in ihnen und zugleich im Kunſtwerk, in dem ſie ſich finden. So bietet zuzeiten die Kirche, bietet ein geſchichtlich oder durch ſeine künſtleriſche Eigenart geweihter Raum, dann wiederum die Aula einer höheren Schule oder auch die freie Natur die beſte Umrahmung. Hier in Lübeck wurde bereits im Dom und in der Aegidienkirche geſpielt, wohingegen ſich die maßgebenden Perſönlichkeiten für die Petrikirche bisher leider ablehnend verhielten. Wer den Weg aus der Wirklichkeit zur Wahrheit weiſt, für den iſt meines Erachtens kein Ort zu heilig, denn ſein Wirken iſt allemal Gottesdienſt in der ſchönſten Bedeutung — und geſchieht es vermittels der Kunſt — alſo in ſchöner Form —, ſo wird damit jeder Ort geradezu von neuem geweiht.

Was uns von den Laienſchauſpielern auf ihrer Bühne geboten werden kann, wird niemals das Komplizierte, das Ausgetiftelte, aber auch nie das moſaikartig Zuſammengeſetzte und nie das individuell Einzigartige ſein können, hinter dem die Perſönlichkeit des Schaffenden das Ergreifendſte iſt; ſondern man wird uns das Primitive, das im bibliſchen wie im weltlichen Sinne Einfältige, das in großen, wuchtigen Linien Gehaltene, das durch ſeinen Stoff immer wieder Packende und nur eben in ſeinem Tiefengehalt möglichſt eindringlich Gemachte bieten müſſen. Dieſes Eindringlichmachen — und zwar eines, das ſich nicht an den geſchulten Verſtand, eine mit reicher Kultur ausgerüſtete Intelligenz, ſondern das ſich einzig und allein an die offenen Sinne wendet, iſt hier überhaupt das wichtigſte und entſcheidendſte Moment. Echt muß das Gebotene ſein, und aus den Tiefen allen Menſchentums muß es ſtammen, aber erfaßt werden können muß es von jedem — und ſofort in ſeinem ganzen Gehalt — vorzugsweiſe mit dem Auge, dann auch mit dem Ohr vermittels der Muſik. Das geſprochene Wort hat eine untergeordnete Bedeutung. Es begleitet eigentlich das Spiel nur wie Verſe einen Bilderbogen. Auch hier wird die Prägnanz Dürftigkeit oft als Reichtum erſcheinen laſſen.

Mag eine ſtetig wachſende Begeiſterung, eine allmähliche Heiligung des ganzen Weſens oder eine erlöſende Heiterkeit, ein fröhliches Sichverſöhntfühlen mit den Schwächen der Mitmenſchen und der Unſinnnigkeit vieler irdiſcher Verhältniſſe die Wirkung ſein, mag Erhabenes oder Komiſches uns in Ernſt oder Humor vorgeführt werden; immer muß die Erhebung über den Alltag, in dem wir ſteckten — immer muß ein Emporſchauen und Aufwärtsdrängen oder ein lachendes Hinabſchauen Ergebnis dieſer künſtleriſchen Darbietungen ſein. Die irdiſche Schwäche an und für

ſich wenigſtens könnte uns in der Kunſt nicht intereſſieren, ſondern uns kann nur die Höhe deſſen, der ſie beſchaut und uns zu ſich emporhob, damit wir ſie ebenſo beſchauen, jenes beglückende Gefühl innerer Befreiung verſchaffen, das im Genuſſe echter Kunſt immer mitſchwingt. Und ſolche Erlöſungen ſind es ja eben, die zur Geſundung der Seelen, zu ihrer Feſtigung beim Zielnehmen und zu ihrer unzerſtörbaren Hoffnungsfreudigkeit führen.

Auf der Laienbühne iſt die Auslöſung ſolcher Wirkungen aber in erſter Linie die Aufgabe nicht ſowohl des Dichters als des Schauſpielers.

Es iſt darum auch nicht ſo wichtig, welcher Zeit ſolch ein Werk entnommen iſt, an welch eine Kunſtepoche ſich ſolch ein Vorwurf anlehnt, wenn nur Unvergängliches darinſteckt, das vom Darſteller herausgeholt und ſichtbar gemacht werden kann. Die Stoffe mögen aus der Bibel, aus dem Volksleben, dem deutſchen Märchenſchatz oder aus den alten Schwankdichtungen wie denen des Hans Sachs oder Sebaſtian Sailers genommen ſein; der Schauſpieler kann aus ihren Tiefen heraus die alten Formen immer wieder mit neuem jungem Lebensinhalt füllen. Im Volke geſtaltete von je eine geſunde, kraftvolle Phantaſie, die Unausſchöpfliches anzupacken liebte. Solche Erzeugniſſe wieder vorzunehmen, um ſie dem Volke zurückzugeben, daß es ſich daran auf ſich ſelbſt beſinne, bleibt ein ſchöner und zweifellos ſegenträchtiger Gedanke. Daneben ſcheint manches Bühnenwerk der Laienſchauſpieler nur zu dem Zweck geſchaffen oder doch hergerichtet zu ſein — ich erinnere an den „Totentanz“ — daß der Schauſpieler, ſozuſagen in Reinkultur, ſich und ſeine Kunſt offenbare. Der Schauſpieler und freilich dann auch der Regiſſeur. Bewegung, Ausdruck, Geſten, aber auch die Farben der Gewänder und ihr Zuſammengeſtimmtſein, die Gruppierungen der Figuren, ihr wirkungsvolles Aufziehen und Abtreten von der Szene, das alles vereinigt ſich für das Auge zu einem lebendigen Geſamtbilde, das ſchon durch ſeine Schönheit uns ſeine Bedeutung unmittelbar zu Gemüte führen möchte. Unvergeßlich wird gewiß allen, die vorurteilsfrei dem „Totentanz“ in der Aegidienkirche beiwohnten, dieſe Verlebendigung alter typiſcher Figuren unſerer Maler und Bildhauer bleiben. Vor allem, was Haaß-Berkow, der den Tod darſtellte, uns bot, war ſchlechtweg ein Meiſterſtück, das ſich nur bewundern, nicht aber kritiſieren, ja, kaum erläutern läßt. Man fühlte, dieſe nach Art kunſtvoll hergeſtellter und durch einen raffiniert ausgeklügelten Mechanismus bewegter Holzpuppen alter Meiſter ſich bewegenden Geſtalten waren ſelber auch als Geſtalter nicht kritiſch; ſie waren überzeugt von ſich bis in die feinſten, immer bedeutungsvollen Hand- und Kopfbewegungen hinein. Beim Berufsſchauſpieler liegt nur zu oft noch über den ſchnell zurechtgerückten Zügen ein unaustilgbarer Nachſchimmer von der erbarmungsloſen und zumeiſt denn doch dumm überhebenden Verulkung, die er hinter den Kuliſſen ſeiner und der Kollegen Rollen auf Koſten des Dichters — und wäre dieſer Goethe ſelbſt — hat angedeihen laſſen; um ſich damit vor allem ſeines ſich nie entäußernden Selbſtgefühls zu verſichern. Bei den Laien ſpürt man, daß ihre Aufgabe

ihnen heilig iſt, ja, daß es ihnen wichtiger iſt, zu werden, was ſie ſpielen, als ſich ſelbſt zu behaupten. Während ſie auf der Bühne ſich bewegen, iſt der Soldat der typiſche Soldat, iſt die Edelfrau Edelfrau. Die ſchöne Dirne ſpielt ihre Rolle nicht, ſie iſt in jeder Bewegung, was ſie darſtellt. Und ſelbſt der Tod iſt wahrhaftig unſer aller Fortgeleiter aus der Welt, iſt hier der Erlöſer, dort der vertraute Kamerad, dann wiederum der Richter, der väterliche oder der ritterliche Freund, dem nur eben das Jenſeits ſo vertraut iſt wie das Diesſeits. Wir ſehen nichts als die Geſtalt, in die ſich jeder verwandelte, und nichts rundum lenkt uns ab, nicht einmal der Gedanke: was empfindet dieſer — was jener jetzt? Denn bei dieſen uns ſo vertrauten Erſcheinungen iſt jede Bewegung eindeutig. Ja, wir werden einen Augenblick mit jeder Figur, was ſie iſt.

Unverbildete Natur wie feinſte Kultur werden in gleicher Weiſe geneigt ſein, aus dem Wuſt des Belangloſen und des Unechten, des Verſtiegenen und des Seinſollenden immer das herauszuſondern, was unbedingt und in jedem Falle da iſt, und worauf wir darum ſofort als auf etwas auch zu uns Gehöriges reagieren. Nur wo Verbildung am Werke war, bedarf es zum wirkungsvollen Kunſtgenuß einer reinigenden Vorbildung.

Es iſt wunderbar eindrucksvoll, wenn, damit wir die gewollte Puppenhaftigkeit der Figuren ſchon mit dem erſten Blick voll erfaſſen, zu Anfang der Reigen der verſchiedenen Geſellſchaftstypen zweimal um den Tod herumgeführt wird und von jeder Figur dieſelbe draſtiſche und für ſie bezeichnende Bewegung gegenüber dem Tode und die ebenſo bezeichnende Erwiderung durch dieſen am gleichen Ort wiederholt wird. Dem entſpricht dann bei den Sonderſpielen das Abgemeſſene, Starke, das Charakteriſtiſche im Unterſcheidenden. Hier waren neben dem Tod ſelbſt unvergleichlich die ſchöne Dirne, der Soldat, die Edelfrau; aber auch Mutter und Kind, das kränkliche Jungfräulein wie alle die andern überzeugten durchaus. Und wie hier das reſignierte Sichneigen aller der kraftvollen Menſchen aus den verſchiedenen Lebensſphären vor dem Allesgleichmacher etwas Erſchütterndes hatte, ſo riß im Redentiner Oſterſpiel (Gümbel-Seiling-Truppe) der erhebende jugendliche Schwung der auferſtandenen Chriſtusgeſtalt alle Gemüter mit empor, rührten die ſtumpfe innige Gläubigkeit in den Augen und die verkrampften Hände des Adam im gleichen Spiel oder erquickten die mit prachtvollem Humor hingeſtellten Figuren aus Hans Sachſiſchen Schwänken: der duſelig-ſelige Ausdruck des Petrus, der ſich ungehörig auf Erden vergnügt hat, die Luſtigkeit des geriſſenen Schülers, der einträgliche Aufträge in den Himmel übernimmt, die ſtupide Gutgläubigkeit der Bauernfrau oder die robuſtere Tölpelhaftigkeit ihres zu Gewalttätigkeiten neigenden Ehemannes.

Vor der Kunſt ſchwinden die Unterſchiede zwiſchen den Bekenntniſſen in nichts dahin; es trennt ſich nur eben wahre Religioſität von formelhafter Selbſtgerechtigkeit und frömmelnder Kirchlichkeit. Die wahrhaft Frommen finden den Weg zur Kunſt; die Kunſtfreunde empfinden religiöſe Erhebung. Denn alle Erhebung, alle Erlöſung und Läuterung

führt dem Göttlichen entgegen. Das aber iſt — wie wiederholt betont wurde — letzter Zweck — ſoweit man von einem Zweck in der Kunſt reden darf — und Wert dieſer Aufführungen, die um ihrer verhältnismäßig geringen Koſten willen allen zugänglich gemacht werden können. Wir wollen uns miteinander in ein freies, unzerſtörbares — in das wahre Deutſchland erheben, das uns weder Aus- noch Inländer zu verekeln vermögen. Dort werden unſere Kräfte ſich im geiſtigen Bade ſtählen, der Stolz, mit unſeren Vätern doch noch *eines* Herzſchlages zu ſein, wird uns aufrichten und fähig machen, einer Welt von Erbärmlichkeit heiter und ſchaffensfroh zu trotzen. Es iſt ſchön, daß vorzüglich die Jugend ſich überall in den Dienſt dieſer Sache ſtellt. Es darf uns mit Genugtuung erfüllen, daß gerade Lübeck ſich ſo früh und ſo eifrig dieſer von Laien dargeſtellten Volksſchauſpiele angenommen hat.

Niederdeutſcher Büchertiſch

Plattdeutſches und Hochdeutſches

Walter Lehmann: *Deutſche Frömmigkeit.* Eine Auswahl aus den Schriften der deutſchen Myſtiker. Geh. 10,— ℳ, geb. 18,— ℳ.

Heinrich Senſe's Deutſche Schriften, 2 Bände. Uebertragen und eingeleitet von **W. Lehmann.** Geh. 20,— ℳ, geb. 28,— ℳ.

Alle beide bei Eug. Diederichs, Jena.

Meiſter Eckehart von **W. Lehmann.** Aus der Sammlung: Klaſſiker der Religion. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Geh. 12,— ℳ, geb. 16,— ℳ.

Sebaſtian Franck: *Paradoxa.* Herausgegeben von H. Ziegler. Eingeleitet von **W. Lehmann.** Eug. Diederichs, Jena. Geh. 32,— ℳ, geb. 48,— ℳ.

Die Lübecker Freunde Walter Lehmanns auch auf ſeine größeren wiſſenſchaftlichen Arbeiten aufmerkſam zu machen, iſt der Zweck dieſer Bücheranzeige. Sie ſind nahe vor den Toren Lübecks, in der Stille des Hamberger Pfarrhauſes, entſtanden und haben alle vier die Welt der deutſchen Myſtik zum Gegenſtand. Zur Einführung in das Weſen myſtiſcher Frömmigkeit, die ja in der gegenwärtig über uns dahingehenden religiöſen Welle die vielleicht ſtärkſte Strömung bildet, iſt das Buch „*Deutſche Frömmigkeit*“ beſonders geeignet. Es enthält eine mit ſicherem Blick für das Weſentliche und Charakteriſtiſche getroffene Auswahl aus deutſchen Myſtikern alter und neuer Zeit, wobei der Begriff Myſtik recht weit gefaßt iſt, werden doch auch Männer wie Lagarde und A. Bonus mit hineingenommen. Von den älteren Myſtikern ſind vertreten: Meiſter Eckehart, Tauler, Seuſe, der Frankfurter, Seb. Franck, Val. Weigel, Jak. Böhme. Joh. Scheffler und Fichte. Leider fehlt Schleiermacher. Wie der Titel des Buches ſchon andeutet, und wie der Verfaſſer in ſeinem wertvollen und in die Tiefe führenden Geleitwort darlegt, ſieht er in dieſer weit gefaßten Myſtik das Weſen ſpezifiſch deutſcher Frömmigkeit am reinſten dargeſtellt. Er ſetzt ſich in ihm auseinander mit dem geſchichtlich gewordenen Chriſtentum, mit ſeinen Anſchauungen von Gott, dem Menſchen, von Chriſtus, von der Erlöſung, von der Sünde, von Himmel und Hölle und ſucht überall die Weſensart gegenwärtiger, lebendiger deutſcher Frömmigkeit herauszuarbeiten. „Was die Deutſchen unter Religion verſtehen, iſt ſchwer unter einen ihrer aller Auffaſſungsart kennzeichnenden

Begriff zu bringen. Es läßt ſich ſo viel erkennen, daß ſie in einem dogmatiſch feſt umriſſenen Syſtem, in einem ſich in beſtimmten Formen und Weiſen bewegenden Glauben nicht ſelig werden. Keinesfalls iſt es ein Glaube an beſtimmte Dinge und Materien. Ueberhaupt nichts Abgeſchloſſenes, Feſtſtehendes, Umgrenztes. Vielmehr — das erſcheint ſicher — ein Stück Leben, ja, vielleicht der intenſivſte Beſtandteil des Lebens, eine Art ſchöpferiſcher Kraft der Seele, die die gegebene Welt neu und andersartig wiedergebiert. Frömmigkeit iſt die im übrigen nicht näher zu ergründende, ſchlechthin geheimnisvolle Kraft in der Seele, die es den Menſchen ermöglicht, des Lebens Sinn und Luſt darin zu ſehen: das Schickſal zu bewältigen, nach den Sternen zu blicken, zu handeln lediglich nach den zarteſten und beſtimmteſten Anweiſungen des eigenen Gewiſſens, ohne Menſchenfurcht, das Leben nicht als eine zu errechnende Größe aufzufaſſen, ſondern ihm, ohne auf perſönlichen Vorteil oder Nachteil zu achten, nötigenfalls unter Daranſetzung des eigenen Lebens, zu der als rein und edel erkannten oder empfundenen Geſtaltung zu verhelfen, den Schmerz nicht als Schmerz, ſondern als willkommene Quelle der Vertiefung und ſeeliſchen Veredelung zu verſtehen, das Leben nicht in ſeiner zufälligen Form, ſondern in ſeinen letzten abgründigen göttlichen Tiefen ſtill und demütig zu verehren und den Tod zu verachten."

Zu einer kritiſchen Auseinanderſetzung mit der Lehmannſchen Auffaſſung iſt hier nicht der Ort. Aber auch wer auf einem andern Standpunkt ſteht und die Myſtik in ihrer Bedeutung für die Zukunft der deutſchen Frömmigkeit weniger hoch einſchätzt, wird dem Verfaſſer für die geſchickt getroffene Auswahl aus ſonſt z. T. ſchwer zugänglichen Quellen dankbar ſein. Es iſt ein Buch, das alle Freunde der Religion zum Weiterforſchen, zum Tiefergraben lockt. Die beigegebenen Bilder von Otto Philipp Runge, Bruchſtücke aus dem großen Entwurf „Der Morgen" und die „Ruhe auf der Flucht" aus der Hamburger Kunſthalle, ſind in ihrer ſinnbildlichen Tiefe in der Tat die denkbar beſte Illuſtration zu myſtiſchem Natur- und Gotterleben.

Wer tiefer in das Weſen der Myſtik eindringen will, ſei auf das Eckehartbuch Lehmanns hingewieſen. Er gibt in einer ausführlichen Einleitung eine Lebensbeſchreibung dieſes Vaters der deutſchen Myſtik und — was vielen beſonders willkommen ſein wird — einen klaren, allgemein verſtändlichen Abriß myſtiſcher Gottes- und Weltanſchauung. Von den deutſchen Schriften Eckeharts enthält es eine Auswahl der „Kollazien", das ſind Tiſchgeſpräche mit ſeinen geiſtlichen Kindern, das Buch der frommen Tröſtungen, Predigten und außerdem Ueberſetzungen aus den lateiniſchen Schriften.

Neben dem tiefſchürfenden Philoſophen Eckehart, deſſen Bedeutung nicht zum wenigſten in der Schaffung des deutſchen Ausdrucks für abſtrakte Philoſophie liegt, ſteht Seuſe, der „Lyriker unter den Myſtikern", der „Minneſänger in Proſa", der „letzte mittelhochdeutſche Dichter". Die mit 14 alten Holzſchnitten geſchmückte ſchöne Ausgabe Lehmanns bringt die wichtigſten deutſchen Schriften Seuſes, vor allem das „Exemplar", eine von Seuſe ſelbſt herausgegebene Sammlung ſeiner Schriften, enthaltend ſeine Lebensbeſchreibung, die erſte Autobiographie in deutſcher Sprache, das Büchlein der Ewigen Weisheit, das Büchlein der Wahrheit und das Briefbüchlein. Die warm und temperamentvoll geſchriebene Einleitung Lehmanns gibt eine Skizze des politiſchen, kirchlichen und kulturellen Zeithintergrundes, eine Einführung in das Leben und die Werke Seuſes und eine eingehende Charakteriſierung ſeiner Myſtik, für die bei aller Gefühlsſchwärmerei ein ſtarker ethiſcher Zug bezeichnend iſt. Was die Ueberſetzung aus dem Mittelhochdeutſchen betrifft, ſo bleibt es ja bedauerlich, daß eine ſolche auch für die gebildeten Deutſchen noch nötig iſt, aber Lehmann iſt ſelbſt Dichter genug, um den ſüßen Wohllaut der Seuſeſchen Sprache auch in der neudeutſchen Form faſt unverkümmert zu Klang und Wirkung zu bringen.

Zu den Lieblingen Lehmanns gehört auch Sebaſtian Franck, einer jener einſamen Geiſter, die, im Schatten Luthers ſtehend, und radikaler und konſe-

quenter als er, mit dem mittelalterlichen Kirchentum, mit allem Historischen und Dogmatischen brechend, lange verketzert und viel verkannt auf ihre Zeit warten mußten, ein Prophet deutscher Zukunftsfrömmigkeit, wie Lehmann in der Einleitung mit begeisterter Herzensanteilnahme darlegt. Das Buch enthält das Hauptwerk Francks, die Paradoxa, in heutiges Deutsch übertragen von Heinrich Ziegler. Es handelt sich bei diesem Werk um einen systematisch aufgebauten Versuch, das große Widerspiel zwischen Welt und Religion zu deuten, indem die Paradoxie des religiösen Erlebens, zu dem nicht menschliche Vernunft, kein äußerer Weg, nicht Kirche noch Sakrament hinüberführen, von allen Seiten beleuchtet wird. Franck kämpft für den „vierten Glauben". „Es sind zu unseren Zeiten drei fürnehmlich Glauben aufgestanden, die großen Anhang haben, als Lutherisch, Zwinglisch, Täuferisch, der viert ist schon auf der Bahn, daß man alle äußerlich Predigt, Ceremonie, Sakrament, Bann, Beruf als unnötig will aus dem Wege räumen und glatt ein unsichtbar geistlich Kirchen in Einigkeit des Geist und Glauben versammelt unter allen Völkern und allein durchs ewig unsichtbar Wort von Gott ohn einig äußerlich Mittel regiert, will anrichten."

Die auch von Lehmann besorgte und bei Diederichs erschienene Ausgabe von Taulers Predigten ist zur Zeit vergriffen, wird aber demnächst in neuer Auflage herauskommen. P. B.

Walter Lehmann: Das abendrote Haus. Verlag von Georg Müller, München.

Was soll man dem sagen, der einen fragt nach Walter Lehmanns abendrotem Haus? Soll man ihm eine Inhaltsangabe geben? Das geht nicht, denn einen Inhalt, den man so wie bare Münze hinzählen könnte, hat es nicht. Das beste wäre, den Rat zu geben: Lies es selber. Und jedem diesen Rat geben, geht auch nicht; denn es ist kein Buch für jedermann. Wer das abendrote Haus lesen will, muß es ertragen können, daß sich ihm eine Seele „ganz und gar nackt darstellt" und muß begreifen können, daß solches geschieht aus Liebe. „Das aber versteht kein Mensch. Aber es gibt wohl Dinge, die niemand versteht, und denen doch niemand widerstehen kann." Wer Lehmann nur aus den Schriften des gereiften abgeklärten Mannes kennt, wird ihn vielleicht in der Glut des abendroten Hauses nicht sogleich wiedererkennen. Und doch bedeutet es keinen Fremdkörper, den man als unharmonisch und störend empfinden müßte, es gehört mit all seinem Allzumenschlichen hinein in den Werdegang einer Künstlerseele, die allen alles zu werden bestimmt ist. Nur wer in der eigenen Seele das unlösbarste aller Rätsel erkannt und erlebt hat, wird den Seelennöten anderer gerecht werden können, und niemand streckt dem Strauchelnden freudiger die rettende Hand entgegen als der, der selber an Abgründen gestanden. Glühende, blühende Sinnlichkeit und ihre Bejahung fast auf jeder Seite des seltsamen Buches, und hinter den Zeilen eine so zarte Keuschheit, die nur dem entgehen kann, der nicht gelernt hat, hinter den Zeilen zu lesen. Es kommt eben darauf an, zu erkennen, daß das abendrote Haus in die Glut reinen Sonnenlichts getaucht war. Manche Bücher vertragen es nicht, daß man viel Worte über sie macht; zu ihnen gehört das abendrote Haus; so fahr denn wohl, kleine Ede Hilit, und sei gegrüßt.

E. Bartels.

W. O. Döring: Das Lebenswerk Immanuel Kants. 6. Aufl. Lübeck, Charles Colemann 1921.

W. Stapel: Kants Kritik der reinen Vernunft, ins Gemeindeutsche übersetzt. Hamburg, Verlag des Deutschen Volkstums.

G. Deycke: Immanuel Kant, Kritik der praktischen Vernunft, in neues reines Deutsch übertragen. 2. Aufl. 1919.

Derſ.: Kants Einführung in die Kritik der reinen Vernunft, in neues reines Deutsch übertragen. Lübeck, Ch. Colemann 1921.

Der Kampf um die Kantische Philosophie ist noch nicht entschieden, vielmehr aus den Hörsälen der zünftigen Gelehrten heraustretend, ist er auf anderem

Boden, in der Arena der Weltanſchauungskämpfe des Tages, aufs neue entbrannt. Zu den alten Gegnern Kants, der katholiſchen Philoſophie und dem materialiſtiſchen Monismus, geſellt ſich heute, von ganz anderer Seite kommend, die moderne anthroposophiſche Bewegung, die Kants Lebenswerk, ſeine Vernunftskritik, durch die Aufſtellung einer „Geiſteswiſſenſchaft“ bekämpft. Die Anthroposophie beginnt eine Macht zu werden — man mag es begrüßen oder bedauern —, ihr Einfluß auf die Seele gerade auch führender Männer und Frauen wird immer deutlicher. Schon aus dieſem Grunde wird eine Auseinanderſetzung mit Kant nicht nur für den philoſophiſch beſonders Vorgebildeten, ſondern für jeden, der an dem modernen geiſtigen Leben bewußt teilnehmen will, von neuem zur Pflicht.

An Kant heranzukommen, wenn man an der Lektüre der Originalwerke geſcheitert iſt — ſo erging und ergeht es doch den meiſten —, iſt heute nicht mehr ſo ſchwer wie früher, wenn man an der Hand ſo kundiger und zuverläſſiger Führer, wie ſie die oben bezeichneten Bücher darſtellen, die Fahrt in dieſes Hochgebirge menſchlichen Denkens antritt. Als erſte Einführung empfehlen ſich die ſchon weit verbreiteten, ſoeben in 6. Auflage erſchienenen Vorträge von Prof. Dr. O. Döring. Sie ſind aus der Auffaſſung heraus gehalten, daß die Kantiſche Philoſophie eine Angelegenheit der Gegenwart ſei. Sie wollen als Einführung in die Kantiſche Gedankenwelt zu einer Beſchäftigung mit den Kantiſchen Schriften anregen und die Hinderniſſe, die einer ſolchen Beſchäftigung im Wege ſtehen, wegräumen helfen. Dazu ſind ſie auch in hervorragendem Maße geeignet, ſowohl für ein Einzelſtudium wie auch als Grundlage für Beſprechungen in kleineren Zirkeln und, wie mehrfach erprobt, für den philoſophiſchen Unterricht in der Prima. Ihr vornehmſter Zweck iſt, zu Kant ſelbſt zu führen. Aber die Originalwerke ſind nun einmal zu ſchwer verſtändlich, ſodaß auch hier eine Hilfe für den Nicht-Fachphiloſophen notwendig und willkommen iſt. Dieſe bieten die Bücher von Stapel und Deycke. Beide wollen eine Ueberſetzung ins Allgemeinverſtändliche geben, jeder in ſeiner Art. Stapel überſetzt die Kritik der reinen Vernunft ins „Gemeindeutſche“. Der 1. bisher erſchienene Teil enthält die wichtigen Vorreden und die Lehre von Raum und Zeit (tranſzendentale Aeſthetik), der 2. Teil iſt im Druck. Stapel gibt mehr als eine Ueberſetzung, vielmehr eine Paraphraſe — Abſatz für Abſatz wird übertragen, umſchrieben und durch Beiſpiele erläutert. Er ſchreibt durchaus ſein eigenes Deutſch, da er die Gedanken Kants, nicht ſeine Sprache, geben will. Immer ſoll daneben der Urtext geleſen werden, auf deſſen Verſtändnis ihm eben alles ankommt. Hier ſcheint in der Tat der große Wurf gelungen, Kant „für die einfeltigen layen, nit für die gelerten“, freilich nur für die zu einem ſcharfen, klaren Denken Willigen, verſtändlich gemacht zu haben. Das Buch ſetzt tatſächlich keine beſondere philoſophiſche Schulung voraus, ſondern iſt wirklich jedem Gebildeten, nicht nur dem Akademiker, zugänglich, ohne der Strenge und der Schärfe der Gedanken irgend Abbruch zu tun, im beſten und edelſten Sinne des Wortes volkstümlich. Es iſt dringend zu wünſchen, daß der Erfolg des Buches dem Verfaſſer Mut macht, auch eine „Ueberſetzung“ der Kritik der praktiſchen Vernunft und der Kritik der Urteilskraft folgen zu laſſen.

Deyckes Ueberſetzung der Kritik der praktiſchen Vernunft und der Prolegomena zur Kritik der reinen Vernunft beſchränkt ſich auf eine Uebertragung des Kantiſchen Wortlautes in neues reines Deutſch durch Vereinfachung des oft ſo verſchachtelten Satzbaues, durch Auflöſung der Hauptworthäufungen und durch Ausmerzung aller Fremdwörter, auch aller üblichen philoſophiſchen Fachausdrücke, wie praktiſch, empiriſch, apriorisch, methaphyſiſch. Dadurch werden ohne Frage für den, der den Durſt nach Wahrheit an der Quelle ſchöpfen will, manche Schwierigkeiten beſeitigt, allerdings auch wieder neue Schwierigkeiten geſchaffen, indem bei der „eifernden Strenge, mit der nichtdeutſchen Worten und Begriffen der Krieg erklärt wird“, die Gefahr entſteht, daß die nun verdeutſchten Worte nicht ganz den Sinn des Originalausdrucks wiedergeben und dadurch zu Mißverſtändniſſen und Unklarheiten Anlaß bieten, wie das

z. B. schon bei der Verdeutschung von Kritik der praktischen Vernunft in „Prüfung der tätigen Vernunft“ der Fall ist. Jedenfalls bedarf der Ausdruck „tätig“ im Kantischen Sinn ebenso sehr einer Erläuterung, wie das Wort praktisch, ja, noch mehr, so lange wenigstens, bis sich der deutsche Ausdruck in dieser Bedeutung im philosophischen Sprachgebrauch durchgesetzt hat. Es bleibt aber das Verdienst des Verfassers, ein hohes Ziel gezeigt zu haben, dem jeder Freund der deutschen Sprache und einer vertieften philosophischen Bildung, auch der Ungelehrten, nachstreben sollte. B.

H. Wriede: Der Mann im Sturm. Ein Roman von der Niederelbe. Quickbornverlag, Hamburg.

Hinrich Wriede, dessen lustig Spillwark „Leege Lüd“ sich einen festen Platz auf der niederdeutschen Bühne erobert hat, ein Finkenwärder Jung, tritt hier mit seinem ersten Roman an die Oeffentlichkeit. Wer die Finkenwärder Welt aus den Geschichten und Romanen Gorch Focks und Rudolf Kienaus kennt und liebgewonnen hat, fühlt sich hier bald heimisch unter den Tews und Harms, den Ankes und Gesines, auf dem Ewer Tiets, in der Döns Karsten Stiehrs und in der Stube von Hinnik Ohm. Letzterer ist wohl die gelungenste Gestalt des Romans, während der eigentliche Held, Tiet Stiehr, dem Problem zu lieb, noch etwas Konstruiertes an sich hat. Der Mann im Sturm, das will sagen, der Mann im Sturm der Leidenschaften, im Kampf um das Weib, das ihm die Erfüllung seiner Sehnsucht nach starker, reiner Liebe bringen soll. Mit nicht gewöhnlicher, allerdings noch nicht voll ausgereifter sicherer Gestaltungskraft weiß der Dichter dieses Thema vielseitig abzuwandeln, an Mann und Weib, und bringt so ein farbiges, nuancenreiches Bild dieses von Gefahren und Niederlagen bedrohten Lebensgebietes zustande. Es ist ein kräftiges, ernstes Buch ohne Romantik und Schönfärberei, in einer Sprache geschrieben, die zwar hochdeutsch, aber ihr Bestes und Eigenartigstes dem niederdeutschen Boden und der solten See verdankt. P. B.

Rudolf Kienau: Strandgoot. Quickbornverlag, Hamburg.

Das Meer pflegt nach schweren Stürmen allerlei Strandgut abzusetzen, Kostbarkeiten und Tand, wie es ihm gerade zur Beute fiel. Auch Unbedeutendes kann da Bedeutung gewinnen, wenn der Finder Ohren hat zu hören und Augen zu sehen, es wird lebendig und fängt an zu erzählen . . . .

So weiß Rudolf Kienau in seinem neuen Geschichtenbuch auch aus Kleinigkeiten etwas zu machen, sie durch den tiefen Humor, mit dem er die Welt ansieht, zu adeln. Am stärksten ist die kleine tragi-komische Geschichte von dem Kaninchen, hier zeigt sich der Dichter auch von einer neuen Seite. Besonders sympathisch wirkt bei ihm die Liebe und Verehrung für seinen berühmten Bruder Jan, Gorch Fock, dem er sein Dichtertum dankt. So auch in der feinen biographischen Skizze „Mien Weeg un mien Weg“, die alle Freunde der beiden prächtigen Brüder mit großem Interesse lesen werden. P. B.

Karl Wagenfeld: Lucifer. J. Schnell, Warendorf i. W.

Wie schon in seinen früheren Werken, dem „Antichrist“ und „Daud un Düvel“ zeigt Wagenfeld auch in seinem „Lucifer“ eine den mittelalterlichen Mysterienspielen verwandte Art, Gestaltungen des christlichen Mythenstoffes, in ihrem verdichteten Ausdruck, in der Kraft der Sprache an alte Holzschnitte gemahnend, auf dem Boden ungebrochenen kirchlichen Glaubens gewachsen, und doch auch modernem, undogmatischem religiösen Empfinden durchaus zugänglich. Es ist der Kampf Lucifers, des gefallenen Engels, und seiner Gesellen, mit Gott und Christus um die Seelen der Menschen, der hier zu Bildern von packender, dramatischer Wucht gestaltet ist. Aus dem münsterländischen Dialekt in unser heimisches Platt übertragen und von einer niederdeutschen Volksspieltruppe dargestellt, müßte es von gewaltiger Wirkung sein. Unsere Plattdütsche Volksgill sollte sich des Werkes annehmen. P. B.

Helene Voigt-Diederichs: Abendrot. Aus dem Schleswigschen Volksleben. Hermes-Verlag, Hamburg. 1920. Niederdeutsche Bücherei. 86. Band.

Die entsagende Liebe eines Kranken ist der Inhalt. Die Erlebnisse zweier Liebespaare, trotzig-leidenschaftlich das eine, in ruhig gewisser Liebe das andere

seine Verbindung erwartend, ſchlingen ſich darum. Trotz oder vielleicht gerade wegen der unendlichen Kleinmalerei will ſich hier kein lebendiges Bild der Perſonen und der Handlung ergeben. Weber.

Hans Ehrke: Frühlicht. Heimatbilder aus der niederdeutſchen Welt. Nordiſcher Heimatverlag H. H. Nölke, Bordesholm.

Ein junger holſteiniſcher Dichter tritt hier mit ſeinem Erſtlingswerk hervor. Es enthält novelliſtiſche Skizzen und Lyrik in hochdeutſcher und plattdeutſcher Sprache, beides Proben eines jungen, aber ſtarken, im Heimatboden feſt verwurzelten Talents. Eigene Form und eigener Klang, Augen für das Beſondere und Charakteriſtiſche in beſeelter Stimmungsmalung, zeigen ſich beſonders in den Gedichten, während in den Proſaſtücken die geſtaltende Kraft noch nicht ausgereift erſcheint. Die Freunde niederdeutſcher Dichtung ſeien nachdrücklich auf das vom Verlag geſchmackvoll ausgeſtattete Buch einer — wie Wilhelm Lobſien ihm zum Geleit ſchreibt — neuen, ſtarken, zukunftsreichen dichteriſchen Kraft hingewieſen. P. B.

Sophus Bauditz: Der alte Hauptmann. Roman. Ueberſetzung von Mathilde Mann. Hermes-Verlag, Hamburg. 1920.

Eine einzige ordentliche Liebesgeſchichte erzählt er uns, der prächtige alte Hauptmann, und außerordentliche noch die Menge. Kunſtvoll ſchließen ſie ſich zu einer Kette der bunteſten Erlebniſſe. Aber vor allem, was für ein wundervoller Kerl iſt er ſelbſt. Man muß ihn lieb gewinnen. Mit warmem Herzen erfaßt er die Menſchen, ſeine Heimat und ſeine Zeit. Er iſt Däne und kämpfte 48 und 64 als däniſcher Offizier. Die wahrhaft ritterliche Geſinnung dieſer Geſtalt aus einem Guß läßt den deutſchen Leſer nicht einmal anſtoßen. Aufrichtig wünſche ich dem Buche viele Leſer. Hat man das Eingangskapitel erſt hinter ſich, ſo iſt man mit der erſten wunderbaren Schilderung eines Herbſtmorgens in Jütland im Banne des Erzählers. Weber.

Wilhelm Blohm: Natur — mein Leben. .Erinnerungen und Beobachtungen. Ch. Colemann, Lübeck.

Ein feiner Beobachter der Natur in all ihren Regungen und Lebensäußerungen, ein Naturfreund, dem beſonders der Verkehr mit den Tieren draußen in Wald und Feld und daheim bei ſeinen Schützlingen zum Lebenselement geworden iſt, plaudert hier anſpruchslos, aber feſſelnd und humorvoll von ſeinen Erlebniſſen in der Natur von den Kindertagen an, von Schlangen und anderen Kriechtieren, von ſeinem Aquarium und ſeiner Tierausſtopferei, von gefangenen Tieren, Vogelberingungen, Jagderlebniſſen und Fiſchzügen. Und es iſt Lübeck, ſeine nähere und weitere Umgebung, wo das alles erlebt und beobachtet iſt, an der Wakenitz, auf der Grönauer Heide, im Waldhuſener Moor, im Paddelügger Gehölz, auf dem Hemmelsdorfer See. Eine Menge, z. T. ſehr wertvoller, Naturaufnahmen, wie ſie nur dem geduldigen und behutſamen Beobachter gelingen, geben dem Buch, das zu den Lieblingsbüchern unſerer Jungen gehört, noch einen beſonderen Wert. P. B.

Volks- und Kinderreime aus Lübeck und Umgegend, geſammelt von **Colmar Schumann.** Auswahl als Volksbuch und Jugendſchrift, neu bearbeitet von Wilhelm Stahl. Gebr. Borchers, Lübeck. Geb. 12,— *M.*

Die Neubearbeitung der bekannten reichhaltigen Schumannſchen Sammlung, die Wilhelm Stahl vorgenommen hat, bedeutet eine erwünſchte Kürzung und eine wertvolle Bereicherung zugleich. Durch Ausmerzung des allzu Derben, des Inhalt- und Sinnloſen und durch Aufnahme von manchem Neuen, das der Sammeleifer des Bearbeiters erlauſchte oder wieder auffand, iſt ein rechtes Volksbuch daraus geworden, das auch der Jugend große Freude machen wird. Vor allem gehört es in die Hand der Mütter und Väter wie auch der Lehrer, die alle dafür ſorgen müſſen, daß dieſes koſtbare alte Volksgut lebendig bleibt. Charles Derlien hat das Buch mit hübſchen Zeichnungen geſchmückt. P. B.

Puppenſpiele von **Joh. Benda.** Buchſchmuck von Otto Ubelohde. Elvertſche Verlagsbuchhandlung, Marburg.

Wir haben keinen Ueberfluß an guten Märchenſpielen, ſei es für das Puppentheater, ſei es für Kinderaufführungen. Die wenigſten entgehen der Gefahr, den ſtarken ſittlichen Grundzug und den Gefühlsreichtum der deutſchen Volksmärchen durch allzu aufdringliches Moraliſieren und ſüßlich-ſentimentales Getue zu verkitſchen. Um ſo erfreulicher iſt es, daß in den vorliegenden Spielen der Geiſt der alten Volksmärchen unverfälſcht erhalten iſt. Die Dramatiſierung zeigt die geſchickte Hand des guten Theaterkenners. Die Sprache, meiſt in den volkstümlichen kurzen Reimpaaren einhergehend, iſt durchweg von kräftiger, farbiger Friſche und Anſchaulichkeit, wenn auch zuweilen etwas literariſch angehaucht und nicht immer den kindlichen Ton treffend. Sehr glücklich iſt auch die Verwendung von Liedern in Chor- und Einzelgeſang. Daß wir heute zum Teil andere Melodien lieben als unſere Väter vor 30 Jahren, daraus wird man dem Verfaſſer keinen Vorwurf machen. Da wird eben jede Generation ihren Geſchmack walten laſſen und ihre Melodien ſingen dürfen. Eine beſondere Note haben die Märchen dadurch bekommen, und das iſt ein überaus glücklicher Griff, daß in allen Stücken der wackere Hanswurſt des alten Puppenſpiels, Hans Caſperle, in den Mittelpunkt geſtellt iſt und für den nötigen Humor ſorgt. Er wechſelt in jedem Stück die Rolle, und iſt doch immer derſelbe luſtige, kecke, naturwüchſige Burſche. Er wächſt mit dem eigentlichen Märchen ſo zuſammen, daß er einfach dazu gehört und gar nicht mehr wegzudenken iſt.

Die Freude am Theaterſpiel in Familie und Schule iſt heute lebhafter als je. Hier finden Eltern und Lehrer, was die Jugend an Kunſt braucht und wünſcht: geſunde, nahrhafte Koſt und Leckerbiſſen zugleich. P. B.

Niederdeutſche Volkstänze. Geſammelt und für Klavier bearbeitet von **Wilhelm Stahl.** Paul Hartung, Hamburg. Geh. 10,— *M*.

Der ſeit Jahren, zuletzt als Mitglied des ſchleswig-holſteiniſchen Volksliedausſchuſſes für die Sammlung und Erhaltung alten Volksgutes eifrig und mit Glück tätige Herausgeber legt hier der Oeffentlichkeit eine aus 45 Nummern beſtehende Auswahl aus dem von ihm geſammelten reichen Schatz niederdeutſcher Volkstänze vor, ſo recht eine Gabe für jedes niederdeutſche Haus, wo tanzfreudige Jugend die Mutter abends ans Klavier bettelt. Der von ihm beigegebene Klaviersatz, in ſchlichter natürlicher Einfachheit gehalten, macht auch weniger geübten Spielern die Benutzung leicht, und eine jedem Tanz beigefügte leicht faßliche Beſchreibung der Schritte und Touren macht den Tanzlehrer überflüſſig. Vom Haus und von der Familie muß auch hier die Geſundung des Volkslebens ausgehen, und die gute Wirkung aufs Große und Ganze kann gar nicht ausbleiben, wenn Sammlungen wie dieſe den Platz und die Beachtung finden, die ihnen gebühren. P. B.

Plattdüſche Volksböker. Rutgeb'n von'n Plattdütſchen Landes-Verband för Sleswig-Holſteen, Hamborg un Lübeck. Lühr u. Dircks, Garding. Einzelheft 1,50 *M*, Doppelheft 3,00 *M*. Bisher erſchienen 22 Hefte.

Die Sammlung „Plattdütſche Volksböker" enthält Erzählungen und Gedichte unſerer beſten plattdeutſchen Dichter, z. B. von Groth, Fehrs, Trede und Mähl, außerdem wertvolles, altes Volkgut, wie Kinderreime, Tier- und Rätſelmärchen, unmittelbar aus dem Volksmund geſammelt. Im Bereiche der neu-plattdeutſchen Bewegung iſt es eine der erfreulichſten Unternehmungen, in der Stille und ohne lauten Reklamelärm ihren Weg nehmend, daher in der breiten Oeffentlichkeit leider lange nicht genug gekannt und gewürdigt. Es ſind durchgehends vollwertige Erzeugniſſe bodenſtändiger Volkskultur. Darum ſollten die „Plattdütſchen Volksböker" von allen Freunden niederdeutſchen Volkstums in Haus und Schule viel mehr geleſen und ausgenutzt werden, zumal ſie ſich auch durch ihre Wohlfeilheit empfehlen. Von den beiden neuſten Bändchen enthält das eine

107 Rätſel und Rätſelmärchen, die G. Fr. Meyer in Schleswig-Holſtein geſammelt hat, das andere unter dem Titel „Klaas Andrees“ von Joh. Kruſe zu einem zuſammenhängenden Ganzen geformte „Sagen öber den ſtarken Baas, den keeneen ſmiten kunn“. Letzteres eignet ſich wie ſo manches von den früheren Bändchen z. B. die auch von Meyer geſammelten Volksmärchen „Ik will di wat vertelln“ und die Erzählungen von Fehrs und Trede beſonders auch zur Klaſſenlektüre. P. B.

Lübecks Entwicklung nach dem Kriege. Sonderabdruck einer Aufſatzreihe der Lübeckiſchen Anzeigen. Gebrüder Borchers.

Auf den erſten Blick erſcheint es etwas anſpruchsvoll, dieſe Reihe von Abhandlungen aus einer Tageszeitung in einem Sonderabdruck zu vereinen, aber manche Fragen ſind doch ſo gründlich bearbeitet, daß ſie mehr Aufmerkſamkeit beanſpruchen können, als der Zeitungsleſer ſie in einem flüchtigen Augenblick aufbringt. Es iſt beſonders anzuerkennen, daß manche Gebiete von verſchiedenen Fachleuten und damit von verſchiedenen Geſichtspunkten aus behandelt werden, z. B. die Kunſtpflege, das Theater, die Volkshochſchule. Man hat ſich offenbar bemüht, alle Richtungen zu Worte kommen zu laſſen und ſo möglichſt getreue Bilder zu entwerfen. Beim Bau- und Siedlungsweſen iſt dies freilich nicht geſchehen. Wenn dieſe für unſere Volksgeſundung allerwichtigſte Frage von zwei berufenen Beamten, dem Ehrenbeamten und freien Architekten beleuchtet wird, ſo hätte auch ein Vertreter der Genoſſenſchaften gehört werden müſſen. Die Gemeinnützige Siedlungsgenoſſenſchaft, die doch bald 250 Heimſtätten fertiggeſtellt hat, wird nur recht beiläufig, und die Arbeitsbaugenoſſenſchaft, die zu dieſem Erfolge weſentlich beigetragen hat, gar nicht erwähnt. Gerade die genoſſenſchaftliche Selbſthilfe iſt aber ein verheißungsvoller Lichtblick in der Troſtloſigkeit unſerer Wirtſchaft. Erſt damit gewinnt die ganze Aufſatzreihe an Bedeutung, daß ſie ſich über die nackten Tatſachen und theoretiſchen Forderungen erhebt und die Anſätze zu einer beſſeren Zukunft aufweiſt. Das iſt in dem Aufſatz von Harry Maaß über die Grünanlagen und Gärten überzeugend gelungen. Statt die Not der Zeit zu bejammern, ſollten wir ſie mutig bejahen, denn ſie erzieht uns zur anſpruchsloſen Freude an der Natur, am Garten und an der Heimſtätte. Schomburg.

F. Jöde: Van Golde dree Roſen. Ein plattdeutſches Volksliederbuch. Heft 1: Sagen, Landsknechtslieder und Minneweiſen. K. Hermes, Hamburg.

Das erſte von drei Heften, die eine gute Auswahl plattdeutſcher Volkslieder bringen wollen, liegt vor. Jödes Name bürgt dafür, daß das Gebotene gediegen und wertvoll iſt. Neben bekannten findet man ſchöne, bisher wenig geſungene Lieder. Manche ſind nach Wort und Weiſe uns aus dem Hochdeutſchen geläufig. Ein Vergleich beider Lesarten wird die niederdeutſche nicht immer als gleichwertig anerkennen. Ich möchte nicht annehmen, daß es ſich in dieſen Fällen um Uebertragungen handelt.

Der Lautenſatz iſt einfach, lebendig und dem Weſen der Melodie ſich anſchmiegend. Ich hätte lieber einen Satz geſehen, der etwas ſchwieriger iſt und die vielſeitige Brauchbarkeit des Hausinſtrumentes Laute (oder Gitarre) ſtärker betont.

Trotz kleiner Ausſtellungen ein warm zu empfehlendes Büchlein guter niederdeutſcher Hausmuſik. Kruſe.

Aus dem Lübecker Dom

12 Bilder nach Zeichnungen
von Asmus Jessen
Preis in Mappe
Mk. 32

Alte Lübecker Häuser

nach Zeichnungen von Asmus Jessen
Preis in Mappe Mark 32

Zu haben in den Buch- und Kunsthandlungen und bei dem Herausgeber des Lübecker Heimatkalenders

Professor P. Brockhaus, Wakenitzstr. 50

Von ihm sind auch noch die früheren Jahrgänge des Kalenders zu beziehen, solange vorrätig:

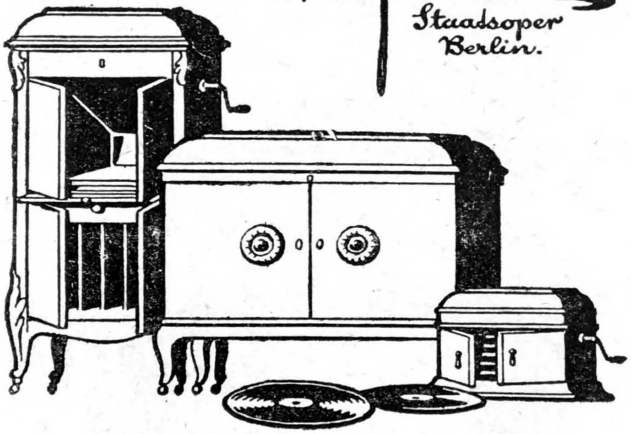
Jahrgang 1919 (Lübecker Kirchen) für Mark 3,—
Jahrgang 1920 (Lübecker Schiffe) für „ 4,—
Jahrgang 1921 (Lübecker Häuser) für „ 7,—

ODEON ODEON ODEON ODEON ODEON ODEON ODEON ODEON ODEON ODEON ODEON ODEON

Odeon

.....Ich halte die Fabrikate der Odeon-Werke für die hervorragendsten Erzeugnisse auf dem Gebiete der Musikplatten u. Musikapparate-Industrie.

Josef Mann
Staatsoper Berlin.



Hören Sie erst einen

ODEON

bevor Sie sich anderweitig entschließen.

Ernst Robert Odeon-Musik-Haus

Breite Straße 29 :: Fernruf 8750.

ODEON ODEON ODEON ODEON ODEON ODEON ODEON ODEON ODEON ODEON ODEON ODEON

Heinr. Heickendorf · Lübeck

Fernruf Nr. 167 **Markt 16** Fernruf Nr 167

Kunsthandlung

Mal- und Zeichenutensilien · Tubenfarben von Schoenfeld, Schmincke, Wagner, Behrendt, Neisch u. a.

Lehrmittel für alle Schulen · Kunsttöpfereien

Große Auswahl in Geschenk-Artikeln
— für Kerbschnitt, Laubsägen usw. —

Leichte Beschäftigungs-Arbeiten für Kinder

J. J. Struve-Castelli

Fernruf 185 und 44 **Lübeck** Breite Straße Nr. 95

Abteilung für Photographie

Ausführung sämtlicher photographischer Arbeiten

Spezialität: **Vergrößerungen**

nach jedem Negativ und Bild, in Platin schwarz und Sepia braun, Reproduktionen von Kunstgegenständen aller Art

Ernst Haukohl · Lübeck

Fernsprecher 2942 — Mühlenstraße 49

Glas, Porzellan, Steingut
– Braune irdene Waren –

Hausstands- und Küchengeräte

Größtes Sonder-Geschäft
für Haus und Herd

Beste Bezugsquelle für Kücheneinrichtungen
Lampen u. Kronen für Gas u. elektrisch Licht
Öfen u. Herde für Kohlen, Koks, Holz u. Torf
Besondere Sportabteilung ❖ Spielwaren

Heinrich Pagels ❖ Lübeck

❖ ❖ Mitglied der Dürerbund-Werkbund-Genossenschaft ❖ ❖

Possehls Kohlenhandel

Abteilung Beckergrube: Fernsprecher: Nummer 692 und 8725

Abtlg. Mühlenstr. 62 Fernsprecher: 8330, 8331, 8332, 8333

Koks ❖ Kohlen ❖ Briketts

Alleinvertrieb des Lübecker Gaskoks

Adolf Borgfeldt

Fernsprecher 672 **Lübeck** Mühlenstr. 36—44

Sondergeschäft

für Öfen und Herde jeder Art, Senking-Gaskocher Senking-Hausbacköfen Rieschel's Patent-Grudeherde

Eigene Töpferei und Schlosserei

Ein gutes Buch ist stets
eine willkommene Weihnachtsgabe

Große Auswahl bietet
die Buchhandlung

Gustav Weiland Nachfl.

Königstraße 70/72 **Lübeck** Königstraße 70/72

Robert Gieth · Lübeck
Inhaber: Gebrüder R. und H. Gieth

Kachelöfen
» in allen Stilarten «

Gegründet 1750 · · · · · Fernruf 1093
Fischergrube 63

Aus dem Quell der Heimatliebe

geſchöpft und deshalb von bleibendem Wert ſind die nachverzeichneten Geſchenkbücher aus dem Nordiſchen Heimatverlag

H. H. Nölke G. m. b. H, Bordesholm

Klaar Kimming!

Ein Buch der Hoffnung von Ferdinand Zacchi

Umſchlagzeichnung von Rud. Koch, Offenbach

Kartoniert ℳ 15.—, hübſch gebunden ℳ 20.—

Mit ſeinem Erſtlingswerk „Freerk Frandſens Blut“ iſt der Frieſe Ferdinand Zacchi im vorigen Jahr in die erſte Reihe der Heimatdichter getreten. Sein wuchtig geſchriebenes Buch ging weit ins Land hinaus und liegt heute ſchon im 15. Tauſend vor. Mit Spannung und geſteigerter Erwartung verfolgt die literariſche Welt den weiteren Entwicklungsgang des ſchleswig-holſteiniſchen Dichters. Nun kommt er, eben recht zum Weihnachtsfeſt, mit ſeinem zweiten Buche. Aus der Tiefe ſtrömende Kraft hebt dieſes Buch der Hoffnung ſteil heraus aus der Fülle der Neuerſcheinungen. „Klaar Kimming!“ — der alte Frieſengruß für einen zielfeſten Weg mit klarer Sicht iſt dem Buche Titel und Loſung. Mit Erdkraft iſt auch dieſes Buch des Heimatdichters geſegnet. Weil das Frieſentum dem Föhringer Ferdinand Zacchi im Blute am nächſten ſteht, ſo kam er wiederum am tiefſten, als er den Spaten in die Heimaterde ſtieß und zu graben anfing.

Die äußere Ausſtattung des Buches entſpricht dem wuchtigen Inhalt. Der Meiſter deutſcher Schriftſchreibung, Rudol Koch, Offenbach, zeichnete den gediegenen Umſchlag. 3000 Stück von „Klaar Kimming“ wurden ſchon während des Druckes vorbeſtellt, ſodaß wir uns zu einer Erſtauflage von 8000 Exemplaren entſchloſſen.

Von demſelben Verfaſſer erſchien früher:

Freerk Frandſens Blut

Ein Heimatroman aus den Uthlanden

Kartoniert Mark 15.—, gebunden Mark 20.—

15. Tauſend

Einige Urteile der Preſſe:

Profeſſor Mahn in den Lübeckiſchen Blättern: Ein Heimatbuch, ein ſtarkes und tiefes Buch, mit warmem Herzblut geſchrieben, ein ſtolzes und ſtärkendes Buch! Es hat mich gepackt und ergriffen; ich las es und las es noch einmal. Dank dem Dichter für ſein Buch! Wer die Heimat liebt, der leſe es; es iſt mehr wert als die Äſthetenliteratur und Snobdichtung Groß-Berlins. Es hat Blut und Saft. Die bringen uns allein wieder hoch. Alſo ein Buch, das man kaufen ſoll, um dauernden Gewinn davon zu haben.

Kieler Zeitung Kiel: Man hebt das Haupt mit neuem Mut und friſcher Zuverſicht, wenn man das Buch aus der Hand legt.

Kreuz-Zeitung Berlin: Das beſte Heimatbuch, das uns ſeit Jahren gegeben wurde!

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung

Liesbeth Soltaus Dienstjahre

Eine Erzählung aus unserer Zeit

von Ernst Feddersen

Kartoniert Mk. 15.—, gebunden Mk 20.—

Ein Gegenwartsbuch stark fesselnder Art. Besonders die Frauenwelt liest diese vom Dichter ungemein scharf gesehene Erzählung mit steigendem Interesse, denn durch die Blätter des Buches gehen die Klänge unserer Tage, weht der Atem unserer Zeit. Dem deutschen Hausfleiß, der deutschen Treue, dem deutschen Pflichtgefühl ist diese prachtvoll gesunde Erzählung ein lauter Künder.

Frühlicht

Heimatbilder aus der niederdeutschen Welt

von Hans Ehrke

120 Seiten stark, fein kartoniert Mark 9.—

Einige Proben aus dem Erstlingswerk des hoffnungsvollen jungen Dichters bringt der vorliegende „Lübecker Heimat-Kalender" auf Seite 76 bis 80. Das Buch bedarf hier keiner weiteren Empfehlung.

Grundwater

Twölf Aemmer ut'n plattdütschen Sood

Von Otto Garber

120 Seiten stark, fein kartoniert Mark 9.—

Die „Kieler Zeitung" schreibt: Echt ländliche Typen sind da geschildert, heimatstarkes Bauernvolk, nach außen verschlossen, wortkarg, aber innerlich zäh ringend mit dem Zwiespalt ihres Herzens. — Garber ist ein feiner Kenner der Kindesseele. Das kindlich-naive Denken und Fühlen weiß er in immer neuer Beleuchtung zu zeigen, bald ernst, bald lustig. Ueberhaupt — der Humor! Er durchlächelt die Hälfte der Geschichten Lächelt nur, — denn Garber verschmäht das knüppeldicke Auftragen, das leider bei vielen anderen so sehr beliebt ist. Sein Humor ist fein, still, innerlich durchwärmend.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung

Nordiſcher Heimatverlag
H. H Nölke G. m. b. H. Bordesholm in Holſtein

Als Neuerſcheinung:

För de Döns

Twölf plattdütſche Riemelsbiller
von Fidde Biehl

In hübſcher Mappe — Preis 12 Mark

Der durch ſeine originellen Beiträge in der „Plattdütſchen Klock“ und durch ſeine verblüffend bodenſtändige Bilderſchau in der Kieler Herbſtwoche bekannt gewordene Dichter und Maler bietet dem niederdeutſchen Hauſe hier ein töſtliches Erzeugnis ſeiner Künſtlerſchaft. Die Kunſtblätter aus dieſer Mappe werden beim beſchaulichen Sehen (auch als wohlfeiler Wandſchmuck) viel Freude bereiten.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung

KUNSTGEWERBEHAUS
FRIEDR. MATZ

Inhaber:
Paul Engelbrecht
Mitglied des

Lübeck
Deutsch. Werkbundes

Innen-Dekorationen
Hauptgesch: Breite Str. 14
Fernspr. 9076

Kunstgewerbehaus
Breite Straße 95
Fernspr. 948

Besichtigung ohne Kaufzwang

FRIEDRICH LANGERMANN
FERNSPRECHER NO. 3496 LÜBECK MÜHLENBRÜCKE 4
PAPIERWAREN · SCHULBÜCHER

Elektrotechnische Werkstätten
W. Haake, Ingenieur
Fernsprecher 455 Lübeck Fischstraße Nr. 29
Elektrische Licht= u. Kraftanlagen
Automat. Feuermelder / Wasserversorgung

M. M. Jessen ❖ Lübeck Kronsforder Allee 19111
übernimmt die
Anfertigung moderner kunstgewerblicher Entwürfe
Gedenkzeichen, Grabmale, Plakate, Kleinmöbel, Weihnachtskrippen,
Dosen und Spielzeug ❖ ❖ ❖ Schriftliche Anmeldung erbeten.

FRIEDRICH LANGERMANN
FERNSPRECHER NO. 3496 LBÜECK MÜHLENBRÜCKE 4
CIGARREN=SPEZIAL=GESCHÄFT

Herm. Behn & Co.

Breite Straße 75/77
(gegenüber dem Rathaus)

Lübeck

Fernruf Nr. 8451 Kontor
Nr. 174 Verkaufsräume

Leinen und Wäsche

jeder Art in einfacher bis zur Prunkausführung

Betten für Erwachsene und Kinder — Gardinen und Sonnenvorhänge — Blusen — Damen- / Kleider und Tanz-Kleider /

einfach und elegant in erstklassiger Ausführung

DAETZ
UND
STRAHL

Das Spezialhaus für Damen- u. Kindermoden

Lübeck, Breitestrasse 53